

communicator

die Zeitschrift am IfKW der Uni München
no 28 | 2017

Einmal sterben und zurück

Wie es sich zwischen
Leben und Tod anfühlt

Flug ins Extreme

Warum Menschen
den Risikosport lieben

Bobby Brederlow

Sein Weg zum
Kinohelden

GRENZEN

Weil uns mehr verbindet, als uns trennt: Über die eine Seite,
die andere Seite – und das Dazwischen



* Nur so viel macht der monatliche Beitrag zur Absicherung Deiner beruflichen Perspektive als junger Journalist im Bayerischen Journalisten-Verband aus. Dafür erhältst Du Zugriff auf ein professionelles Netzwerk von Berufskolleginnen und -kollegen, ein qualifiziertes Fortbildungsangebot, vielfältige Hilfe vom Mentoring bis zur Rechtsberatung sowie Kontakt und Austausch mit Gleichgesinnten. **Solidarität ist machbar – BJV**

Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 7 000 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Unsere Mitglieder arbeiten an Tageszeitungen und bei Zeitschriften, in Online-Redaktionen, bei Hörfunk und Fernsehen, als Festangestellte oder freie Journalisten.

Nähere Informationen erfährst Du unter www.bjv.de

BJV

Bayerischer Journalisten-Verband e.V.

 facebook.com/bjvde  twitter.com/bjvde

Die Stimme der Journalisten in Bayern



Gewinnspiel!

Löse unser Grenzworträtsel und gewinne einen von drei Amazon-Gutscheinen im Wert von je 25 Euro.



#Liebe Leserinnen, liebe Leser,

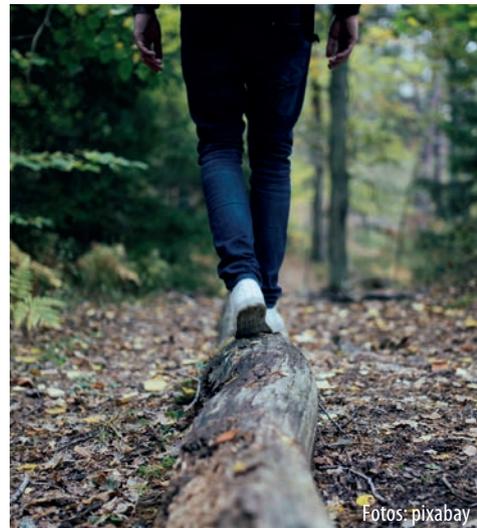
Irgendwo hört es auf, irgendwo fängt etwas Neues an. Irgendwo unterscheiden wir uns, irgendwo überschneiden wir uns. Irgendwo ist uns manchmal ganz klar und manchmal braucht irgendwo weder Raum noch Zeit. Das hier, das ist ein Heft übers Irgendwo. Über etwas, das teilt und verbindet. Das hier ist ein Heft über Grenzen.

Wir zeigen euch Menschen am Limit und darüber. Geschichten vom Unterschied und vom Miteinander. Es ist ein Heft über Grenzen, die es braucht und über solche, die sich auflösen, die überwunden werden. Über die eine Seite und über die andere Seite – und über das, was dazwischen liegt.

Dieses Heft zeigt euch: Grenzen sind relativ. Ob man davor oder dahinter steht, kommt darauf an, wo man sie setzt. Klingt doch irgendwo ganz schön, oder?

Viel Spaß beim Lesen.

Eure Redaktion



Fotos: pixabay



Der **communicator** erscheint seit über zehn Jahren am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU München. Jedes Wintersemester produzieren Studierende das Magazin und sammeln dabei journalistische Erfahrung – dies ist die 28. Ausgabe. Als Redaktionsteam entwickeln die Teilnehmer ein Heft-Konzept, verfassen Beiträge und übernehmen Marketing- sowie Layoutaufgaben.
NINA SPRINGER

#Inhalt

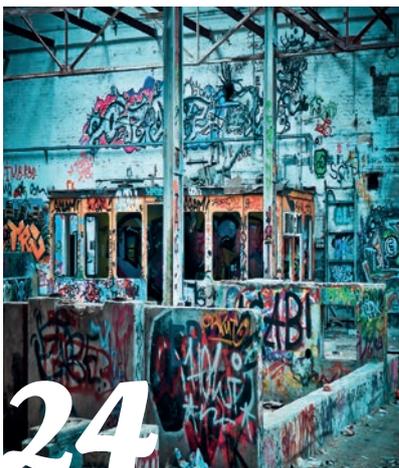
Weil uns mehr verbindet,
als uns trennt: Über die eine
Seite, die andere Seite – und
das Dazwischen



16



30



24



48

Einen Schritt weiter. Grenzen hinter sich lassen.

- 06 | Anders? Na klar! – Bobbys Weg zum Kinohelden
- 08 | Zwischen Leben und Tod
- 10 | A Hundred Silent Ways
- 12 | Alexander Zverev – Hoffnungsträger des deutschen Tennis

Zusammen sind wir mehr. Grenzen gemeinsam auflösen.

- 16 | Tierisch gut drauf
- 18 | Die Universade – Eine eigene kleine Welt
- 20 | Hilfe zwischen Krieg und Krisen
- 22 | Wie Musik es schafft, Europa zu einen
- 24 | Mauern im Kopf

Menschen am Limit. Die eigenen Grenzen testen.

- 26 | Up to God and down to Hell – Extremlauf über die Alpen
- 28 | Wenn die Welt grau wird
- 30 | Shit Happens
- 32 | Gleitzeit: Flug ins Extreme

Bis hierher. Und weiter? Wo es Grenzen braucht.

- 38 | Eine Spirale der Illusion
- 40 | Wenn Bildung und Glaube sich kreuzen
- 42 | Hol dir deine Macht zurück!

Alles fließt. Wozu schon Grenzen?

- 46 | Der Traum vom Fliegen
- 48 | Eine neue Ära des Helfens
- 50 | (K)ein Masterplan
- 52 | Eine Sprache, die verbindet

Keine Grenzen. Zeit für uns.

- 14 | Deine Gewinnchance: Grenzworträtsel

34 | Unser Institut

ifkw

- 44 | Während des Studiums Grenzen überwinden: Dein Auslandssemester mit Erasmus+ und LMUexchange
- 54 | Impressum



Peter Sechehaye PR sucht Praktikant(in) / Werkstudent(in)

Peter Sechehaye PR ist der Spezialist für die PR- und Media-Relations nationaler und internationaler Marken in den Bereichen Beauty, Lifestyle, Health und Living.

Wir suchen ab sofort eine/n Praktikant(in) / Werkstudent(in), die/der PR in einem kleinen, dynamischen Team von der Pike auf lernen, und Einblicke in die Beratung gewinnen will.

Erfolgreiche Bewerber lernen und erfüllen diese Aufgaben:

- Assistenz der PR-Berater in allen Teilbereichen der Agenturarbeit
- Mitarbeit bei Produkt-PR und Reporting
- Übersetzen, Texten, Bild- und Präsentationsbearbeitung
- Presseaussendungen
- Eventmanagement

Du bringst Folgendes mit:

- Laufendes Studium im Bereich Geisteswissenschaften, KW oder Journalismus
- Lust auf praktische Erfahrungen im Bereich Public Relations/Unternehmenskommunikation
- Interesse an der Konsumgüterindustrie (insbesondere Kosmetik und Pflegeprodukte)
- Englisch-Kenntnisse, die zum Übersetzen von Produktbeschreibungen befähigen
- EDV Verständnis (insbesondere der Microsoft Office Anwendungen)
- Eigenverantwortliche, zielorientierte Arbeitsweise
- Schnelle Auffassungsgabe und gute Umgangsformen

Interessiert? Dann freuen wir uns über Deine Bewerbung mit Angabe zum frühestmöglichen Eintrittstermin per E-Mail an:

peter.sechehaye@sechehaye.com

Anders? Na klar!

Bobbys Weg zum Kinohelden

Rolf Brederlow spricht als erster deutscher Schauspieler mit Down-Syndrom ein großes Publikum an. Seine Filmauftritte zeigen, wie besonders Menschen mit Trisomie 21 sind.

Von Sarah Latzel

Eine Altbauwohnung im Münchner Stadtteil Lehel. Mittendrin: „Bobby, Herr Bredi und Mister Herr Bendel“. Eine verrückte, aber liebevolle Männer-WG. Die Hochglanzmagazine schreiben: „Bobby Mutmacher“, „Der ganze Bobby ist ein großes Herz“. Ausnahmsweise behalten die Klatschblätter Recht. Und nicht umsonst nennt man Menschen mit Down-Syndrom „Sonnenscheinkinder“.

Bobby, der TV-Star und Bambi-Gewinner, kommt gerade von seiner Arbeit in der Behindertenwerkstatt im Münchner Norden zurück. Jeden Tag fährt er alleine mit dem Bus und kommt gegen 18.00 Uhr zu Hause an. „Ein geregelter Tagesablauf mit festen Strukturen, Abläufen und Bezugspersonen ist für ihn von höchster Bedeutung und wichtig“, sagt sein Bruder Gerd.

Eine herzliche Umarmung, ein Gang in Bobbys Zimmer. Umgeben von auffallend bunt bemalten Wänden, Tiernustern an der Wand, fällt der Blick auf den kleinen Schreibtisch mit seinen Auszeichnungen und darunter ist die neuste Ausgabe des „Spiegel“ zu finden. „Ich lese sehr gerne“, sagt Bobby und beginnt stotternd, aber selbstbewusst und stolz, den Untertitel zu lesen: „Eeeinee schreck... lich määächtige Familieee“. Die Sprachentwicklung bei Menschen mit Down-Syndrom ist verlangsamt, doch Bobby wird regelmäßig von einer Logopädin und Schauspieltrainerin geschult, um sein Stottern zu verringern und seinen großen Traum leben zu können: vor der Kamera zu stehen.

Das echte Leben ist für ihn das, was im Film passiert – alles, was sich auf der Leinwand, im Fernsehen, Kino oder Theater abspielt – bei ihm findet eine Realitätsverschiebung statt. Das zeigt zum Beispiel eine Begebenheit während eines USA Aufenthaltes vor einigen Jahren: In New York angekommen, wollte er sofort den US-amerikanischen Schauspieler „Telly“ Savalas sehen. Sein Bruder Gerd erklärte ihm, dass dieser tot sei. Das wollte Bobby nicht hin-

nehmen. „Das kann nicht sein“, sagte er damals. „Ich habe ihn letzte Woche im Fernsehen gesehen.“ Für Bobby vermischen sich Realität und Film, seit er das erste Mal selbst vor der Kamera stand. Das war 1997, im Film „Weihnachtsfieber“.

Diese Komödie legte den Grundstein für Bobbys einzigartige und besondere Karriere. Seine Szene darin war kurz, bestand nur aus wenigen Worten, aber sie war prägnant. So prägnant, dass neben dem österreichischen Regisseur Bernd Fischerauer auch der Bayerische Rundfunk auf ihn aufmerksam wurde.

Seine erste Hauptrolle folgte zwei Jahre später mit Senta Berger an seiner Seite in „Liebe und andere Katastrophen“. Der Vierteiler-Film bereicherte sein Leben: Während den Dreharbeiten betreute ihn die Künstlerin Heidi Haffenrichter. Sie nahm Bobby mehrmals mit in ihr Atelier und dort entdeckte er seine Leidenschaft fürs Malen. Heute ist diese Leidenschaft zu einem seiner liebsten Hobbys geworden.

Bald gab es die erste große Anerkennung in seiner Karriere: den Bambi für seine Rolle in „Liebe und andere Katastrophen“. Doch das reicht Bobby nicht: „Ich will einen Oscar“, sagt er. Einen Oscar hat er zwar (noch) nicht bekommen, aber es folgten weitere Auszeichnungen.

1999 wird seine Lebensgeschichte unter dem Titel „Bobby“ verfilmt: Auf den Bambi folgt die Goldene Kamera. Der Name Bobby gefiel ihm so gut, prompt benannte er sich selber um. Ließ den Namen sogar von der Stadt München in seinen Pass eintragen.

Im gleichen Jahr folgte die Krönung: Die „Lebenshilfe Deutschland“ verlieh ihm einen Preis für den Film „Bobby“, der seine Lebensgeschichte aufzeigt. Seither trägt dieser Preis seinen Namen. Er heißt nun „Lebenshilfe-Preis BOBBY“.

„Ich will allen Menschen mit Trisomie 21 sagen, dass es sich lohnt zu kämpfen“, sagt



► Stolzter Filmpreis-Gewinner: Bobby zeigt seine Bambi-Trophäe.

ICH WOLLTE NICHT MEHR ROLF HEIßEN, SONDERN BOBBY

Bobby. Seine Botschaft breitet sich prompt in der ganzen Republik aus. Und weil diese Botschaft wirkt, erhält er im Jahr 2004 das Bundesverdienstkreuz aus den Händen der damaligen Bundesministerin Ulla Schmidt.

Er selbst sieht sich als Star. Er wollte immer vor der Kamera stehen und berühmt werden. Und er weiß: Er hat es geschafft. Das beweist auch ein gemeinsamer Auftritt mit seiner Schauspielkollegin und guten Freundin Veronica Ferres, bei dem er sich auch gerne alleine auf der Bühne feiern lies. Doch das war nicht immer so.

„EIN MENSCH OHNE MACKE IST KACKE“

Bobby und sein Bruder Gerd haben einen langen, steinigen Weg hinter sich: Anfang der 1990er Jahre starben beide Eltern kurz hintereinander, sodass Bobby gezwungen war, sein gewohntes Umfeld zu verlassen. Nach immer wieder aufrollenden Streitereien und Kämpfen mit den Behörden darüber, ob er bei seinem homosexuellen Bruder und dessen Lebensgefährten leben darf, gelang es Gerd und

► Bobby und sein Bruder Gerd, mit dem er in einer Wohngemeinschaft lebt.

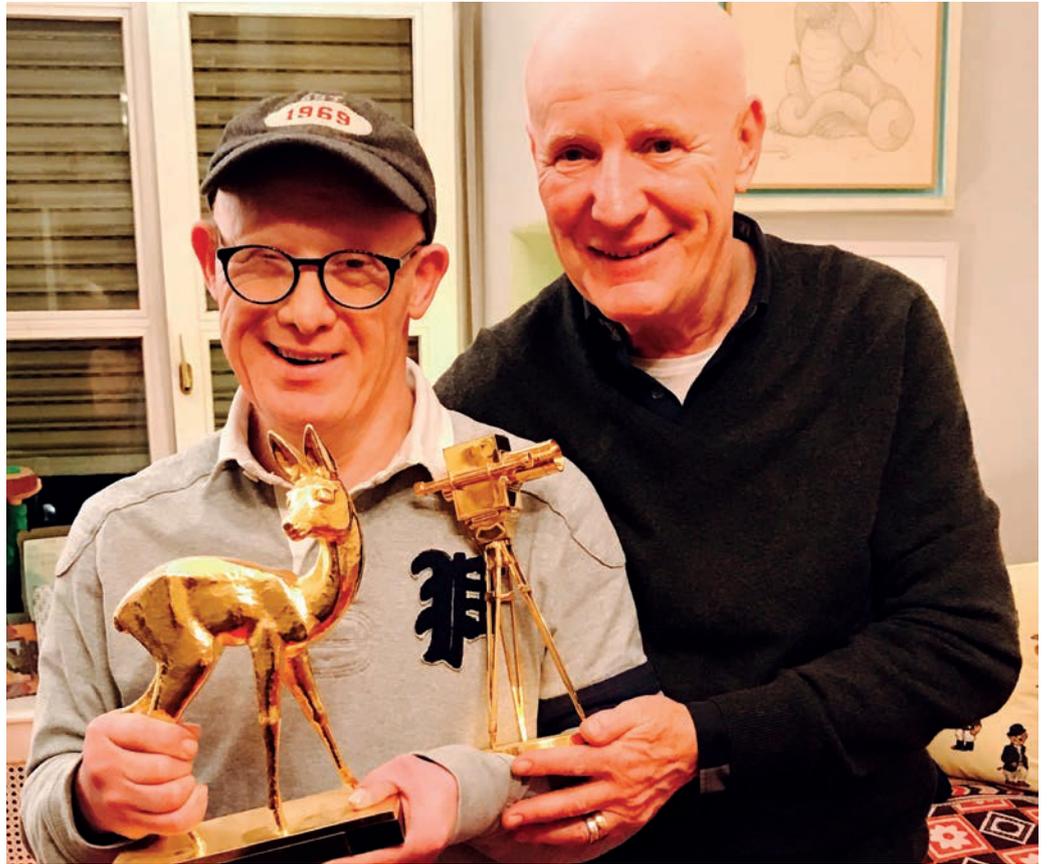
Fotos: Sarah Latzel

seinem Partner, Bobby ein neues Zuhause zu geben. Seither meistern die Drei jede Herausforderung gemeinsam.

Bobby ist das beste Beispiel dafür, dass Handicaps niemanden aufhalten sollten. Glaubt man Bobbys Worten, lebt er nach dem Credo: „Ein Mensch ohne Macke ist kacke.“ Mit seiner Unterstützung der „Aktion Mensch“ und der Kampagne „Du bist Deutschland“ will er das der ganzen Welt zeigen und anderen Mut machen. Ebenso engagiert er sich als Pate des Down-Sportfestivals. Und solange „Herr Bredi und Mister Herr Bendel“ an seiner Seite sind, ist alles gut – denn als Trio sind sie unschlagbar.



► Auch ein Bundesverdienstkreuz wurde Bobby verliehen.



! Info

Die Ursachen des **Down-Syndroms** liegen in einer Veränderung des Erbguts. Statt 23 Chromosomen haben betroffene Menschen ein zusätzliches Chromosom. Der Grund: Das 21. Chromosom ist nicht doppelt, sondern dreifach vorhanden. Deshalb lautet eine weitere Bezeichnung auch Trisomie 21. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind mit Down-Syndrom geboren wird, liegt bei etwa 1:500.



Sarah.Latzel@campus.lmu.de

Zwischen Leben und Tod

Was passiert, wenn wir sterben? Sven Assmann hat eine Ahnung davon. Er erzählt von seinem schweren Brandunfall, der Nahtoderfahrung, die er dabei gemacht hat – und wie diese sein Leben verändert hat.

Von Amelie Pfeiffer

Sven, du hattest vor einigen Jahren einen Brandunfall. Was ist dabei genau passiert?

Das Ganze war im Oktober 1992. Wir saßen zu viert beim Abendessen, zum Erhitzen stand unter dem Topf ein Rechaud (*ein Wärmegerät mit brennender Flamme, Anm. d. Redaktion*). Das Essen war eigentlich schon zu Ende, aber einer bekam nochmal Hunger. Er nahm die Flasche Brennspritus und wollte den Rechaud erneut füllen. In dem Moment gab es eine Verpuffung, eine Stichflamme kam aus dem Rechaud. Vor Schreck riss er den linken Arm mit der Flasche in der Hand zurück und verschüttete den Spiritus dabei über mich, hauptsächlich im Bereich meines Kopfes und meines Oberkörpers. Die Flamme folgte dem Spiritus. Meine Freunde sagten später, dass ich lichterloh gebrannt habe. Ich habe es noch geschafft, meine Hände schützend vor meine Augen zu halten. Als ich meine Augen unter den Fingern öffnete, habe ich gesehen, dass der, der mich überschüttet hat, einen dicken Pullover anhatte. Ich bin in ihn reingerannt und soll auch noch gerufen haben: „Holt Decken! Deckt mich ab!“ Das Feuer war dann gelöscht.

Auf dem Weg ins Krankenhaus wollte der Rettungssanitäter mich intubieren, weil mein Hals zuschwoll. Er hatte den Tubus schon in seiner Hand. Ich hielt sie fest und sagte: „Ich will nicht so aussehen wie Niki Lauda“. Er meinte: „Nein, es ist nicht so schlimm.“ Dabei lief ihm eine Träne über die Wange und da wusste ich, dass es wirklich schlimm war.

Ein Drittel meiner Körperoberfläche war zweiten bis dritten Grades verbrannt. Im Krankenhaus hatte man mich drei Tage lang in ein künstliches Koma versetzt, bei dem ich aber volles Bewusstsein hatte. Ich habe mitbekommen, was die Pflegekräfte und Ärzte sagten. Die dachten, ich würde das nicht mitkriegen. Ich habe aber jeden einzelnen Satz gehört. Der eine Pfleger hat einmal gesagt: „Lass uns das noch machen“, woraufhin der andere erwiderte: „Nö, der packt das eh nicht“. Das hat mich so wütend gemacht, dass ich daraus vielleicht

auch Kraft gezogen und mir gesagt habe: „Euch werde ich's schon zeigen! Und sei es, dass ich dir erzähle, was für ein Arschloch du bist“.

Was passierte, als dein Herz stillstand?

Die ersten beiden Male waren nicht sehr lange, die erlebte ich im Körper. Beim dritten Mal war es allerdings anders. Mein Herz hörte auf zu schlagen und im selben Moment kam es zu einer Kraftentfaltung, einer energetischen Entladung. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit bin ich aus meinem Körper herausgeschossen. In meiner Empfindung hat es nicht einmal eine Sekunde gedauert und ich habe schon die ganze Erde von oben gesehen. Ich hatte eine unglaubliche Wahrnehmungsschärfe für die kleinsten Details, einen 360-Grad-Blick. Man kann das mit den Sinnen, die wir hier im Körper haben, nicht vergleichen. Ich konnte zusehen, wie die mich da unten versucht haben zu reanimieren. Zugleich konnte ich die ganzen Sterne sehen. Und auf einen dieser Sterne bin ich zugeflogen. Je näher ich kam, desto langsamer wurde ich und eine bläulich schimmernde Gasröhre tat sich auf. Dort bin ich langsam hineingeglitten. Ich habe gemerkt: Hier ist etwas, hier sind

Wesenheiten und die kamen mir auch bekannt vor. Ich kann nicht sagen, warum, aber ich hatte ein bisschen das Gefühl, ich komme nach Hause. Und da war auch so ein Wohlwollen, eine Freude, die wahnsinnig schnell in mir wuchs. Ich habe mich da irrsinnig wohl, geborgen und glücklich gefühlt. Dann war da ein Tor, kein Holztor, eher eine Wand aus Licht. Ich hörte eine Stimme: „Kommt er da wohl rein?“, „Moment noch“, sagte eine andere. Da wusste ich: Ich werde dort nicht reingelassen. Bei all der Freude und Glückseligkeit, die ich in diesem Moment spürte, wusste ich: Hier geht es nicht weiter. Eine andere Stimme sagte dann ganz liebevoll: „Ne, da geht's noch mal zurück, der hat noch was zu erledigen“.

Dann fiel ich wie aus einem Flugzeug durch die Gaswolke zurück auf die Erde. Ich habe krampfhaft versucht meinen Blick auf der Gasröhre zu halten. Ich wollte nicht zurück. Die Ärzte da unten hatten

ICH WILL NICHT
SO AUSSEHEN
WIE NIKI LAUDA

mich zu dem Zeitpunkt eigentlich schon aufgegeben. Als ich mit der gleichen Geschwindigkeit wie zuvor zurück in mein Krankbett fiel, hörte ich wie einer sagte: „Kommt, einen letzten Versuch machen wir noch“. Und in dem Moment, als er den Defibrillator ansetzte und „Jetzt!“ sagte, bin ich mit einer irrsinnigen Kraft wieder in meinen Körper hineingegangen. Ich habe die Augen wieder aufgemacht, der Arzt schaute mich an und sagte: „Oh, der ist ja wieder da“. Mein Herz stand sieben Minuten und zwölf Sekunden lang still.

Hat diese Erfahrung deine Einstellung zum Tod geändert?

Es gab danach eine Phase, in der ich mich sogar manchmal gefragt habe: „Du könntest jetzt gehen, was soll das hier unten noch?“ Insbesondere in Momenten, in denen man nicht so glücklich ist, war da ein Sehnen. Ich habe das aber akzeptiert, denn ich kann heute für mich sagen: Was dort passiert ist, möchte ich nicht missen. Und das nimmt mir auch jeden Zweifel daran, dass das Leben mit dem Tod endgültig vorbei ist. Das was da kommt, wenn es das ist was ich erlebt habe, ist sehr begehrenswert. Das nimmt mir die Angst vor dem Tod.

Inwiefern hat sich dein Leben nach der Erfahrung verändert?

Mein Verhältnis zum Tod hat sich verändert. Und Zeit meines Lebens war das wie ein Anker, wenn's mal kritisch wurde. Ich sage mir dann selbst: „Hey Sven, auf welchem Niveau jammerst du gerade?“ Und dann erinnere ich mich daran zurück. Ich schöpfe daraus eine Kraft, die mich sehr viel schneller über schwierige Situationen im Leben hinwegkommen lässt. Das heißt aber nicht, dass ich seitdem wie ein Heiliger herumschwebe und übers Wasser gehe. Viele bezeichnen die Erfahrung, die ich gemacht habe, als Nahtoderfahrung. Aber ich bin dem Tod nicht nahe gewesen, ich bin gestorben und wieder zurückgekommen. Diese Erfahrung war hilfreich bei allem, was ich danach getan habe. Ein einschneidendes Erlebnis hatte ich zwei bis drei Jahre später. Da lernte ich jemanden kennen, der einen sehr schweren Unfall in der Wüste hatte. Er hatte eine ähnliche Erfahrung gemacht. Ich habe schon gespürt, dass die Sehnsucht dorthin zurückzugehen, bei ihm größer war, als der Wille hier zu leben. Ich

habe ihm gesagt: „Es gibt einen Grund, warum wir wieder hier sind.“ Ein halbes Jahr später hat er sich das Leben genommen. Ich war geschockt und hatte Schuldgefühle. Ich fragte mich, ob ich etwas hätte unternehmen müssen. Aber das, was ich in seinen Augen gesehen hatte, das habe ich zutiefst verstanden. Salopp formuliert: Das da oben ist schöner, als das, was wir hier unten haben. Ohne das jetzt im Detail begründen zu können. Das ist ein Gefühl, eine Wahrnehmung.

Sind dir auch schon Menschen kritisch gegenübergetreten, als du ihnen davon erzählt hast?

Manche versuchen, dir zu erklären, dass dabei Neurotransmitter nicht funktionieren und es zu Bildern und einer nicht mehr ganz gesteuerten Wahrnehmung des Gehirns kommt. Dass eine Nahtoderfahrung eine Illusion, also eine Wahrnehmung sei, die eigentlich gar nicht existiere. Am Anfang habe ich immer noch versucht, es zu erklären, habe gefragt, wie sie etwas beurteilen wollen, das sie nie selbst erlebt haben. Das habe ich allerdings ganz schnell aufgegeben, denn das bringt nichts. Ich würde sagen, die meisten Menschen halten es für Blödsinn. Dann gibt es ein paar, die sind nachdenklich. Und es gibt welche, die es als Erleichterung empfinden und es einfach so stehen lassen. Die Schlussfolgerung ist: Wer Zweifel daran hat, dass wir unsterblich sind, der darf es gerne nehmen, um sich dem Gedanken zu nähern, dass unsere Existenz nicht unbedingt vorbei ist, nachdem wir den Körper verlassen. Wir leben dann in einem anderen Bewusstseinszustand. So sehe ich das.

Viele Menschen haben sehr große Angst vor dem Sterben. Gibt es eine Botschaft, die du ihnen aufgrund deiner Erfahrung weitergeben möchtest?

Diese Ängste sind sehr persönlich. Wenn man Angst als den Gegenpol zur Liebe bezeichnen darf oder es einfach tut, dann würde ich sagen: Liebt mehr und seid nicht so ängstlich! Aber, wenn es dann um den Tod geht, dann kommt ihr aus der Angst heraus in eine Form von Liebe, die man nicht in Worte fassen kann. Deshalb kann ich nur sagen: Habt viel Mut! Es wird positiv überraschen.

DIE ÄRZTE DA UNTEN HATTEN MICH SCHON FAST AUFGEGEBEN



a.pfeiffer@campus.lmu.de



A Hundred Silent Ways

Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt. Eine **communicator**-Autorin zeigt uns, wie sie das Leben wahrnimmt: still, aber bunt.

Von Sandra Schneider

Es ist drei Uhr nachts. Sie steht in einem lauten Raum. Musik bemalt ihre Luft mit Farben. Der Bass umarmt ihren Körper. Er nimmt sie an der Hand und lenkt ihren Körper zum Rhythmus der Musik. Es ist, als würde die Zeit stillstehen. Sie sieht nach oben in die vernebelte, bunte Welt des kleinen Wunderlands. Die Lichter fliegen durch den Raum und schenken ihrem Herzen ein Lächeln. Die Zeit gehört ihr – alles ist still. In ihrer Welt existieren in diesem Augenblick nur sie, die Unendlichkeit und Lichter. Begleitet vom Bass hat sie die Kraft, in diesem Moment alles loszulassen. Sie spürt die Vibration. Der Bass ist die Musik, die sie nicht hört. Egal, was um sie herum geschieht, sie hört es nicht. Sie nimmt nur das wahr, was sie wahrnehmen möchte – alles andere geht verloren. Hörende Menschen können sich nicht aussuchen, was sie hören. Sie hören automatisch, auch wenn sie es nur unterbewusst wahrnehmen – es ist und bleibt ein Teil ihrer Erinnerung. Sehen jedoch kann man nur das, was man gerade

mit den Augen fixiert. Die Gebärdensprache ist eine Sprache, die auf Mimik und Gestik basiert.

DER KÖRPER IST DER ÜBERSETZER DER SEELE INS SICHTBARE

Gehörlose sprechen mit ihrem Körper. Der Zauber der Körpersprache lässt einen Teil der unbewussten Kommunikation sichtbar werden. Die meisten hörenden Menschen merken nicht, wie viel in der Möglichkeit ihrer Wahrnehmung durch die Fixation auf Wort und Laut verloren geht. Sie legen so viel Wert auf Worte und können im Ton der Stimme Freude, Unbehagen oder andere Gefühle heraushören. Dabei kann man mit der Stimmlage ganz einfach Befindlichkeiten

vortäuschen. Den Menschen dabei direkt anzusehen und den Körper als Instrument der Kommunikation zu nutzen, macht es viel schwieriger, sich zu verstellen, was auch schon der römische Philosoph Seneca beschrieb: „Deine Miene spricht aus, was auch immer du verheimlichst.“ Wenn Gehörlose von den Lippen ablesen, nehmen sie die Mimik besonders wahr. Die Augen sind bekanntlich das Tor zur Seele und geben mehr Preis, als wir zu glauben vernehmen. Sie sind sowohl Informationssammler, als auch Informationssender.

Wenn der Körper die Sprache ist, ist die Emotion die Stimme. Und diese Stimme lügt nicht. Ein Gehörloser sieht in Mimik und Gestik oft mehr, als ein Hörender aus der Stimme hören kann, denn das Verhalten ist der Ausdruck inneren Erlebens. Keiner kann sich nicht-verhalten, wodurch deutlich wird, wie omnipräsent und immerwährend Körpersprache ist. Jedes Verhalten ist Kommunikation, des-

halb kommunizieren wir immer. Manchmal mit der Absicht, es zu tun und manchmal ohne. Im Zentrum der Körpersprache stehen Körperhaltung, Gestik, Mimik und der Blickkontakt. Die Emotion ist für Gehörlose die Stimme der Kommunikation und wie der deutsche Dichter Christian Morgenstern einst sagte, ist der Körper der Übersetzer der Seele ins Sichtbare. Für viele Menschen erscheint das Verhalten gehörloser Menschen nicht leicht nachvollziehbar. Bedenkt man jedoch, dass deren Sprache ausschließlich der Ausdruck ihrer Emotionen mittels Mimik und Gestik ist, kann man verstehen, warum diese Menschen sind, wie sie sind. Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass in dieser Welt Worte nicht gleich Emotion sind. Die Grenzen meiner Sprache sind nun mal die Grenzen meiner Welt und diese wiederum sind die Grenzen meiner Macht – und Sprache ist Macht. Sie ist das Tor zur Welt, der Schlüssel der Kommunikation. Und eine Welt mit anderen Sinnen kommuniziert anders. Die stille Welt, die Zeichen Macht verleiht, birgt eine andere, wunderschöne Kultur. Immer mehr hörende Menschen wollen die Gebärdensprache lernen, um einen anderen Horizont der Kommunikation kennenzulernen. Vor allem in der

spirituellen Welt finden immer mehr Menschen den Zugang zur Gebärdensprache als Ausdruck ihres Empfindens.

Wenn mich meine Freunde fragen, wie etwas auf Gebärdensprache gezeigt wird und mir dieses Zeichen gebärden, geht mein Herz auf. Es ist für mich, als ob sie durch diesen einen Moment viel näher scheinen als je zuvor.

Ich sehe die Emotion in ihrem Gesicht und fühle, wie sie nur diesen einen Gedanken, der die Ursache des Gefühls ist, festhalten. Diese Art der Kommunikation fühlt sich so echt und warm an. Viele Gehörlose verstehen die Entscheidung nicht, sich für die hörende Welt zu entscheiden und sprechen zu lernen. Dennoch sind die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt und auch die stille Welt hat ihre Grenzen. Ich wollte mehr, mehr erfahren, mehr wissen – und dafür brauchte ich mehr Worte als Zeichen. So überschreitet man die Grenzen der Stille und wandert hinüber in eine Welt, die hört.

Ich habe vor einigen Jahren an einem warmen Abend im Frühling einen Blinden kennengelernt. Ich setzte mich auf eine Bank im Park und bewunderte die schönen Farben,

die die Natur nach diesem langen, kalten Winter wieder aufblühen lies. Der Blinde sprach mit mir – ich nahm es jedoch nicht wahr, da er sein Gesicht nicht zu mir gedreht hatte. Nach ein paar Minuten auf der Bank tippte er mich an. Ich las in seinem Gesicht so wenig Regung ab, dass mir sofort klar war, dass er nicht sehen konnte. Verzichtet ihr lieber auf Sehen oder Hören? Die Antwort des Blinden wird mir immer in Erinnerung bleiben. Für mich gibt es nichts Schöneres und Unverzichtbareres, als die Sicht auf meine Welt. Ohne Farben gibt es für mich kein Leben. Der Blinde aber sagte mir damals: „Nicht sehen trennt von den Dingen, nicht hören jedoch trennt von den Menschen.“ Dieser Satz bestätigt nicht länger seine Existenz, wenn immer mehr Menschen den Zugang zur stillen Welt und den Menschen darin finden. Befragt man gehörlose Menschen zu dieser Revolution, sieht man in allen Gesichtern ein Lächeln der Freude.

Es ist mittlerweile schon früh am Morgen und sie tanzt, sie tanzt immer weiter. Langsam wird es hell, den Menschen steht die Nacht ins Gesicht geschrieben. Das Mädchen lässt all die Impressionen dieser Nacht Revue passieren. Sie ist glücklich und tanzt. Die Musik geht aus, alle applaudieren. Ihre Augen sind zu, sie ist in ihrer Welt und tanzt.

KINDNESS IS THE LANGUAGE THAT THE DEAF CAN HEAR AND THE BLIND CAN SEE

MARK TWAIN



► Der DJ Amin Farini Aka DoR in einer Lichtkunst-Installation der Schmox Family in der Theaterfabrik. Fotos: Gordon Funke

! Info

Mehr als 175 Jahre lang wurde die **Gebärdensprache** unterdrückt. Der Grund hierfür war, dass man befürchtete, sie stehe dem Erlernen der Lautsprache im Weg. Deshalb wurde auch in Schulen mit gehörlosen Schülern nur mit Lautsprache unterrichtet – ein paradoxes Vorgehen.

Viele Gehörlose erhielten deshalb kaum die Möglichkeit, eine Sprache zu erlernen, denn die eine konnten sie nicht hören, die andere durften sie nicht zeigen.

Erst im Jahr 1998 wurde die deutsche Gebärdensprache politisch anerkannt, rechtlich geschah das erst im Jahr 2002 mit dem Behindertengleichstellungsgesetz.



Sandra.Schneider@campus.lmu.de

Alexander Zverev – Hoffnungsträger des deutschen Tennis

Die Saison 2016 war die bislang erfolgreichste seiner Karriere. Alexander Zverev gehört derzeit die Aufmerksamkeit der gesamten Tenniswelt. Über einen 19-Jährigen auf dem Weg zur Nummer Eins.

Von Petar Slaveykov

Wo ist die Grenze zwischen Traum und Realität? Kann man diese Grenze überwinden und den Traum wahr werden lassen? Ist es überhaupt möglich, so erfolgreich im Job zu sein, wie ich es mir vorstelle? Das sind einige der Fragen, die sich wohl jeder Teenager stellt, bevor er seinen Weg für die Zukunft wählt. Manche finden schnell eine Antwort, so wie ein 19-Jähriger aus Hamburg, der seine Leidenschaft gefunden hat und seinen Traum verfolgt: Die Rede ist vom momentan größten deutschen Tennisstar – Alexander Zverev.

Ende 2016 stand der junge Zverev bereits auf Platz 24 der Weltrangliste und hatte somit zum dritten Mal im Folge seinem Jahresranking verbessert. Diese hervorragende Leistung ist heutzutage nicht so leicht zu erbringen, da die Sportart Tennis in den letzten Jahren viele Veränderungen erlebt hat. Tennisexperten zufolge ist der Tennis in seiner „goldenen Ära“ und der Durchbruch für junge Spieler mehr als schwer. Das Alter, in dem ein Tennisprofi sein volles Potenzial zeigt, ist enorm gestiegen. Aber Zverev ist es gelungen, sich zu behaupten und gegen die Besten im Business hohe sportliche Leistungen zu zeigen. Dass er sich in der vergangenen Saison gleich um 59 Plätze verbessern konnte, hatte die Tenniswelt nicht erwartet. Aber dieser Erfolg war absolut verdient. Seinem Traum, die Nummer Eins der Welt zu sein, ist Zverev ein großes Stück näher, als er es noch vor zwölf Monaten war. Der Weg ist aber noch lang und neue Hürden warten an jeder Ecke. Nur eins ist sicher: Jeder Tennisfan hat dieses Jahr verstanden, wer Alexander Zverev ist und welche Fähigkeiten er besitzt. Das zeigt sich ganz deutlich darin, wie stark die Aufmerksamkeit auf ihm liegt – und was für ein hoher Druck dadurch auf ihm lastet. Eine der größten Herausforderungen für junge Tennisspieler ist die Hürde, unter die Top 50 in der Weltrangliste zu kommen. Dies ist bei „Sascha“, wie Zverev mit Spitznamen genannt wird, nach dem Erreichen der dritten Runde des Turniers ATP 500 in Barcelona am 25. April 2016 eingetreten. Dieser große Erfolg bedeutete auch, dass Zverev das jüngste Mitglied der Top 50 wurde.

Nur zwei Monate später, am 20. Juni, landete der in Hamburg geborene Deutsche unter den besten 30 der Welt. Das letzte Mal, dass ein so junger Spieler zu den Top 30 gehörte, war im Jahr 2005. Damals, im März, war der 14-malige Grand Slam Sieger Rafael Nadal zum ersten Mal unter den 30 Besten der Welt. Dass es nun auch Zverev gelang, ist eines der



► Alexander Zverev
Foto: shutterstock

! Profiduell

Alexander Zverev

1 ATP World Tour Titel
 24 Single Ranking
 2. Runde Australien Open
 3. Runde French Open
 3. Runde Wimbledon Championships
 2. Runde US Open

Novak Djokovic

2
 16
 3. Runde
 Viertel-Finale
 4. Runde
 3. Runde

Kopf-Rennen. Aber nach der anstrengenden Woche mit drei Spielen, die über zwei Stunden und 15 Minuten dauerten, waren die körperliche Belastung und der Mangel an Erfahrung in solchen Situationen eine unüberwindliche Hürde für den aktuell besten deutschen Tennisspieler. Er verlor den letzten Satz zu null und musste sich eine weitere bittere Niederlage eingestehen. Aber diese Woche in Nice hat nun gezeigt, dass Zverev in der Lage ist, gegen die Besten zu kämpfen und zu gewinnen. Seine positive Entwicklung konnte man auch auf der „Gerry Weber“ Open in Halle verfolgen. Dort hat Zverev seinen denkwürdigsten Sieg der Tour erzielt. Er hat gegen sein Tennisvorbild Roger Federer gewonnen. Eine unglaublich starke Leistung, weil der Maestro aus Basel siebenmaliger Sieger von Wimbledon und Halle ist. In diesem schweren Duell hat der junge Hamburger einen starken Willen und Glauben an seinen Fähigkeiten gezeigt,

die ihm letztlich geholfen haben. Dieser emotionale Moment reichte aber nicht aus, damit „Sascha“ seinen ersten Titel bei den Profis holen konnte. Das Finale verlor er in drei Sätzen gegen Florian Mayer (Rang 192). Der Mangel an Erfahrung und die mentale Erschöpfung nach so einem Sieg haben dabei sicherlich eine Rolle gespielt. Zverev musste sich nochmals mit dem zweiten Platz zufriedengeben. Trotz dieser Niederlage hat er gezeigt, dass alle, sogar die Besten, auf ihn aufpassen sollen.

Ende September 2016 schaffte er schließlich seinen ersten Turniersieg. Auf dem Turnier in Sankt Petersburg hat „Sascha“ gegen die Russen Kachanov, Medvedev und Youzhni gesiegt. Im Halbfinale erzielte er noch einen Sieg gegen Top-10-Spieler Thomas Berdych. Im Finale musste er dann gegen den US-Open-Champion Stan Wawrinka aus der Schweiz spielen, der momentan die Nummer Drei der Weltrangliste ist. Dieses Mal war Zverev auf dem Platz ruhiger und machte weniger Fehler, was ihm am Ende half, diesen Sieg zu erringen. Die fantastische Präsenz auf dem Platz in Verbindung mit seinem unfassbaren Willen führten ihn zum Titel. Die Kommentare der Tennisexperten waren mehr als positiv, die kroatische Davis-Cup Trainerlegende Niki Pilic sagte beispielweise: „Sein Wille zu gewinnen, ist wie bei Boris Becker unmenschlich groß“. Ein toller Vergleich und großes Lob für der 1,98 Meter großen Zverev.

Zverev weiß aber, dass dieser Erfolg nur der erste Schritt war. Er sagt selbst: „Ich weiß, dass ich noch einiges an Arbeit vor mir habe. Es ist noch ein langer Weg. Hoffentlich, ja, hoffentlich kann ich eines Tages mein volles Potential ausschöpfen und dann werden wir sehen, wo mich der Weg hingeführt hat“. Auf diesem Weg werden sich noch viele Fragen auftun und er muss schnellstmöglich die richtigen Antworten finden, damit er auf der richtigen Bahn bleibt. Seine Fähigkeiten und sein Wille sind fraglos seine besten Waffen für den Erfolg. Aber was er immer wieder machen sollte, ist sich konstant selbst zu fordern und zu motivieren, um die Hürden und Grenzen auf dem Weg zu überwinden. Dann kann er sein Niveau noch steigern und auf viele neue Erfolge hinarbeiten. Denn nur so wird aus seinem Traum Realität.

Zeichen für seine exzellente Entwicklung und daraus folgende hohe sportliche Leistungen in den letzten Jahren. Am 17. Oktober 2016 war Zverev schließlich zum ersten Mal unter den Top 20 der Welt. Und das hat er sich mit seinem Spiel voll verdient.

Dann sind da noch die Vergleiche mit Novak Djokovic, der momentan Nummer Zwei der Welt ist, welche Zverev wirklich stolz machen sollten. Dennoch muss er auf dem Boden bleiben. Wer erfolgreich sein will in diesem Sport, in dem die Konkurrenz unglaublich groß ist, muss sich jede Sekunde auf seine sportliche Weiterentwicklung fokussieren und immer wieder die Motivation suchen, das Beste von sich selbst zu fordern. Nur dann kann man hoffen, irgendwann auf dem Thron des Herrentennis zu sitzen.

Nach einem bescheidenen Saisonauftakt mit Niederlagen gegen Andy Murray in der ersten Runde der Australien Opens sowie im Davis Cup, dem wichtigsten Wettbewerb für Nationalmannschaften im Herrentennis, gegen Thomas Berdych (Rang 7) nach fünf Sätzen und gegen Lukas Rosol in drei Sätze, startete Zverev 2016 März in eine erfolgreiche Woche bei den Indian Wells. Er gewann in Folge drei Partien gegen Ivan Dodig (Rang 79), Grigor Dimitrov (Rang 26) und Gilles Simon (Rang 19). Dann musste der junge Deutsche in den sauren Apfel der Niederlage beißen. In einem kräftezehrenden, zweieinhalbstündigen Spiel hatte „Sascha“ einen Matchball verpasst. Am Ende lautete der Spielstand 6:7 6:0 7:5 für seinen Gegner Rafael Nadal. Aber seine Spielweise war so gut, dass sein Kontrahent nach dem Spiel sagte: „Ich habe gegen einen künftigen Top-10-Spieler gewonnen. Ich würde fast sagen, er ist eine künftige Nummer Eins“. Starke Worte von einem der besten Tennisspieler aller Zeiten.

SEIN WILLE ZU SIEGEN IST GROß WIE BEI BECKER

Eine andere starke Leistung von Zverev folgte bei der BMW Open in München, wo er das Halbfinale erreichte. Dort verlor der Hamburger in drei Sätze gegen Dominik Thiem (Rang 15). Auf dem Weg ins Halbfinale konnte Zverev jedoch einen prestigeträchtigen Sieg gegen David Goffin (Rang 13) erringen, was ihm viel Selbstbewusstsein und Vertrauen in seine Fähigkeiten gab. Es war Zeit für ein erstes Finale bei den Profis.

Im ATP 250 Turnier in Nice zeigte sich der Youngster von seiner sportlich besten Seite, indem er vier Siege in Folge für sich verbuchte. Im Finale gegen Thiem lieferten sich die Kontrahenten in den ersten beiden Sätzen ein Kopf-an-



Petar.Slaveykov@campus.lmu.de

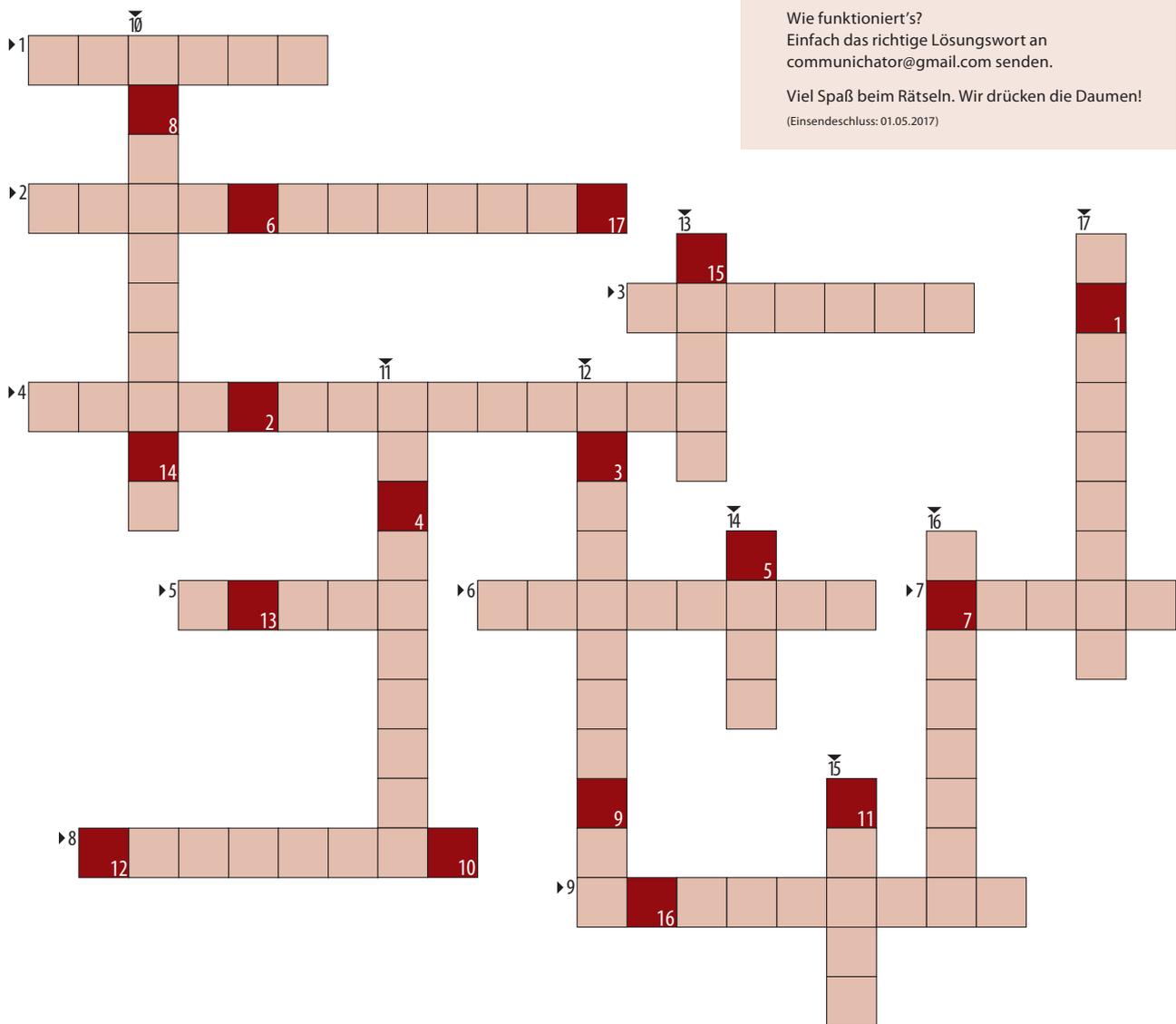
Grenzworträtsel

! Gewinnspiel

Wir verlosen drei Amazon-Gutscheine im Wert von je **25 Euro**.

Wie funktioniert's?
Einfach das richtige Lösungswort an communicator@gmail.com senden.

Viel Spaß beim Rätseln. Wir drücken die Daumen!
(Einsendeschluss: 01.05.2017)



» horizontal

- 1 "Über den ... muss die Freiheit wohl grenzenlos sein"
- 2 Unabhängigkeit (engl.)
- 3 Staat in Westafrika, der an den Atlantik, Niger, Benim, Tschad und Kamerun grenzt
- 4 Bedeutung "df" (statistisch)
- 5 veraltet "Schranke"
- 6 Pass an der deutsch-österreichischen Grenze: ...pass
- 7 nicht geschlossen
- 8 Grenze zwischen Himmel und Erde
- 9 begrenzte Auswahl (Adj.)

» vertikal

- 10 Musik im Musical "Hinter'm Horizont" von Udo ...
- 11 Land, das an Deutschland grenzt
- 12 natürliche Grenze zwischen Frankreich und England
- 13 römischer Grenzwall
- 14 deutscher Bundeskanzler bei der Verabschiedung des Schengener Abkommens
- 15 Land mit der längsten Landesgrenze der Welt
- 16 Grenzbeamter
- 17 Schleichhandel über Grenzen

Lösungswort

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

11	12	13	14	15	16	17
----	----	----	----	----	----	----

VollCorner

Bio



**Bio aus
Überzeugung.**

VollCorner Biomärkte 15 x in München & Umgebung.



 VollCornerBio
vollcorner.de



Tierisch gut drauf

Die Nähe zu Tieren kann Wunder bewirken, ob in Therapien, auf Reisen oder zu Hause. Tiere öffnen einem das Herz und den Blick auf neue Horizonte. In diesem Artikel erzählt die **communicator**-Autorin ihre ganz persönliche Geschichte. Sie beginnt mit Frust, Unsicherheit und Angst – und sie endet mit einem neuen Ich.

Von Minea Pejic

Meine Geschichte fing vor gut einem Jahr an. Verunsichert und frustriert ging ich durch mein Leben. Sorgen darüber, was aus mir werden würde, wurden alltäglich. Und irgendwie schien nichts wirklich voranzugehen. Die meisten von uns befinden sich mit Anfang 20 ja in der Hochphase der Selbstfindung. Wer bin ich überhaupt? Was will ich mit meinem Leben bewirken? Warum mache ich mir immer so viele Sorgen und bin dadurch gestresst und unglücklich?

Ich denke, diese Gedanken hatten viele von uns schon mal – allen voran ich. Ist man dazu dann noch ein emotional hochsensibles Wrack wie ich, halten einen die schlimmsten Geschichten aus den Nachrichten über Leid und Ungerechtigkeit und die eigene Machtlosigkeit, etwas zu verändern, nachts auch noch wach. Ich wollte was ändern, aber ich konnte nicht. Dann sprang meine Katze Bambolina zu mir ins Bett, schnurrte vor sich hin und schlief hochzufrieden neben mir ein. „Mensch“, dachte ich mir. „Wenn ich nur so zufrieden mit den kleinen Dingen sein könnte wie du. Eine Katze müsste man sein.“ Als erwachsener Mensch trifft man ständig auf gesellschaftliche Erwartungen, die man erfüllen muss und fühlt sich dadurch begrenzt.

Aber ich wollte etwas ändern. Ich wollte mein eigenes Leben in den Griff kriegen und mich nicht mehr von allen Seiten beschränken lassen. An diesem Tag stieß ich auf ein Gedicht, das mich zum Nachdenken brachte: Der Traum vom Fliegen, geschrieben von Michael Ende. Dann hat es Klick gemacht: Ich fühle mich begrenzt, weil *ich* es zulasse. Ich empfinde negative Emotionen, weil *ich* diese Emotionen heranzulasse. Ich fühle mich klein und machtlos, weil ich es zulasse, dass andere mir dieses Gefühl geben. Mich sollte es nicht so viel kümmern, was meine Umwelt von mir erwartet. Ich *kann* fliegen, wenn ich das will.

Die wirklich wichtigen Dinge

Ich nahm mir dann vor, einfach mal zu sein wie meine Katze Bambolina. Zu machen, was *ich* will, ohne ständig daran zu denken, was Andere von mir erwarten. Mehr zu entspannen und Spaß zu haben und sich auf sich selbst und die eigenen Bedürfnisse zu konzentrieren, ohne sich ständig anpassen zu müssen. Und siehe da: Es hat sich nichts verändert. Bis auf den Umstand, dass ich viel ausgeglichener und zufriedener war. Das war ein tolles, neues Gefühl. Ich habe mehr

für mich gemacht und es hat keinen negativen Einfluss auf meine Verpflichtungen und Aufgaben genommen. Im Gegenteil: Ich bin meine Pflichten plötzlich mit viel mehr Elan und Motivation angegangen, weil es mir selber gut ging. Wir Menschen haben uns vieles von den Tieren abgeguckt. Egal ob waserabweisende Materialien oder die Technik des Schwimmens – vieles fing mit der Beobachtung von Tieren an und endete in der Nachahmung des Beobachteten. Warum dann nicht auch die Einfachheit und Gelassenheit von Tieren abschauen? An manchen Tagen bin ich wie ein Faultier und nehme mir nur Zeit für mich und meine Entspannung, an anderen Tagen bin ich wie eine Katze und



► Ausgehungert und traurig: Einer der beiden Straßenhunde, die der Autorin im Urlaub begegneten.

► Tiere machen Freude:
Minea Pejic mit ihrer Katze
Bambolina und dem
Hund Jules.



verschwinde einfach raus in die Natur, um neue Orte zu entdecken, viel zu erleben und den Alltag mal hintanzustellen. Tiere machen sich keine unnötigen Sorgen über Belanglosigkeiten, sondern konzentrieren sich auf das, was sie gerade brauchen. Einfach mal machen, was man will, ohne nachzudenken und die Sorgen nur auf die wirklich wichtigen Dinge im Leben zu beschränken – das ist es, was Tiere uns beibringen können.

Kleine Taten – große Wirkung

Da war aber immer noch mein dringendes Bedürfnis, die Welt zu verändern, denn so wie sie ist, kann man sie doch nicht akzeptieren. „Aber was kann man als kleine, einzelne Person denn schon großes bewirken?“, dachte ich mir. Doch selbst hier haben mir Tiere gezeigt, wie viel man verändern kann, wenn man will. Im August letzten Jahres bin ich mit meiner Familie nach Kroatien in den Urlaub gefahren. Zum Sonnen, Baden und Entspannen. Dachte ich zumindest. Allerdings kam alles anders, als wir dachten. Bereits am ersten Tag bemerkte ich zwei kleine Welpen, die hilflos in unserer Nachbarschaft umherirrten. Beide sahen mager aus und hatten viele kahle Stellen im Fell. Ich sah, wie Leute sie



► Mit ihrer Familie kümmerte sie sich um die Tiere. Und bald blühten die beiden auf. Fotos: Minea Pejic

von sich wegtraten, als die beiden ihnen zu nahe kamen. Das brach mir das Herz. Die beiden waren so verzweifelt, suchten Hilfe und Geborgenheit und bekamen dafür nur Ablehnung und Hass. Ich fragte in der Nachbarschaft umher, ob einer für die beiden einen Platz frei hätte, aber alles, was ich hörte, war: „Wir können nicht einfach so zwei Hunde aufnehmen, das kostet Geld und Zeit. Das macht bestimmt viele Probleme und ich habe genug eigene Sorgen.“

ICH KANN HELFEN, WENN ICH WILL – JEDER KANN DAS

Keiner traute sich, auch nur einen Finger krumm zu machen, aus Angst, dass es ihm schade. Diese Gedanken hatten meine Familie und ich anfangs auch. Aber ich habe daran zurückgedacht, wie wertvoll es sein kann, seine Ängste und inneren Beschränkungen fallen zu lassen und einfach etwas zu machen. So kam es, dass wir die beiden Welpen aufnahmen, uns um sie sorgten und sie ärztlich behandeln ließen.

Da hatte der Urlaub zwar nicht mehr viel mit Entspannung und Sonnen zu tun – denn es war keine einfache Aufgabe, sich um zwei Welpen zu kümmern – aber jedes Mal, wenn wir sahen, wie froh die beiden waren und wie schnell es ihnen besser ging, wussten wir: Das war alle Strapazen und Ängste wert. Wir haben zwei verängstigten und hoffnungslosen Seelen ein Leben ermöglicht, das ihnen ohne unsere Hilfe verwehrt geblieben wäre. Jetzt leben beide Hunde in einem tollen neuen Zuhause – der eine in Slowenien, der andere in Deutschland. Ich bin jedes mal stolz, wenn

ich Fotos der beiden Hunde mit ihren glücklichen Herrchen sehe. Durch dieses Erlebnis wurde mir bewusst, dass man nicht die ganze Welt verändern muss. Das kann man auch gar nicht. Was man aber kann, ist seine kleine Welt um sich herum ein wenig besser zu machen. Für die Welt war das Erlebnis mit den zwei Welpen keine große Veränderung. Es gibt immer noch viele Straßenhunde, die jeden Tag um ihr Leben kämpfen und nicht so viel Glück haben. Aber es ist wichtig, sich vor Augen zu führen, dass sich für die beiden Welpen, deren Leben wir gerettet haben, die ganze Welt verändert hat. Ich habe mich nie in meinem Leben besser gefühlt als nach diesem Sommerurlaub. Ich habe nun endlich das Gefühl, etwas bewirken zu können. Ich kann helfen, wenn ich will. Jeder von uns kann das. Das haben mir die beiden Hunde ganz deutlich gezeigt. Und dafür bin ich ihnen jeden Tag aufs Neue dankbar.

Deshalb hier mein Rat an jeden, der in einer ähnlichen Krise steckt, wie ich es getan habe: Nehmt euch ein Beispiel an Tieren! Lasst Tiere in euer Leben und ihr werdet sehen, wie gut sie einem tun. Lässt man sich auf diese vermeintlich andere Welt ein, wird man sehen, dass man gar nicht so verschieden ist. In manchen Sachen können uns Tiere sogar als Vorbilder dienen. Mir haben sie gezeigt, wie ich mein Leben leben soll und wie wichtig es ist, sich Freiheiten zu nehmen. Dass es ausreicht, mit kleinen Dingen die Welt zu verbessern. Ich weiß, wer ich sein will und wie ich mein Leben gestalten möchte. Und dafür bin ich tierisch dankbar.



Minea.Pejic@campus.lmu.de

Die Universiade

Eine eigene kleine Welt



► Bei der Universiade 2013: die Abschlussfeier in Russland

Unter dem diesjährigen Motto „Breite deine Flügel aus“ verbindet die Universiade – auch Weltsportspiele der Studierenden genannt – Sportler aus der ganzen Welt und setzt sich damit über die Grenzen von Nationen und Kulturen hinweg.

Von Nicole Muskatowitz

Ein Lichtermeer aus tausend Farben, Fahnen der anwesenden Nationen, die im Wind flattern, Sportler aus über 50 Ländern, die in die Kameras winken. Dann ein lautes Knallen: Der Himmel erleuchtet in schillerndem Glanz und alle Gesichter richten sich nach oben.

„Es war einfach der Wahnsinn.“ Anna strahlt über das ganze Gesicht. „Die Eröffnungszeremonie, das Einlaufen der Nationen, das Feuerwerk – alles wie bei Olympia!“, sagt sie. „Dieses Gefühl, gemeinsam mit tausenden von Sportlern in das Stadion einzuziehen und zu sehen, wie das Universiade-Feuer entflammt, kann man nicht in Worte fassen. Es ist einfach unbeschreiblich schön.“

Anna war Teilnehmerin bei der Winter-Universiade vor sechs Jahren im türkischen Erzurum in der Sportart Curling. „Das war ein super Erlebnis, die Universiade ist die zweitgrößte Wintersportveranstaltung der Welt – Sportler aus vielen Nationen, die Frühstück, Abendessen und alles Mögliche teilen“, erzählt Anna. „Es ist so ein ganz besonderes Gefühl, dabei zu sein. Du läufst durch das Athleten-Dorf und grüßt Leute, die du noch nie vorher in deinem Leben gesehen hast.

Alle sind gut drauf und euphorisch. Es ist eine tolle Atmosphäre – eine eigene kleine Welt für zwei Wochen.“

Insgesamt sind bei der Winter-Universiade acht Kernsportarten vertreten: Ski Alpin, Ski Nordisch, Eiskunstlauf, Eishockey, Short Track, Biathlon, Snowboard und Curling. Im Programm der Sommer-Universiade sind es mehr Sportarten. Dazu zählen Basketball, Fechten, Fußball, Judo, Kunst- und Geräteturnen, Leichtathletik, Rhythmische Sportgymnastik, Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Volleyball, Wasser- und Turmspringen und Wasserball. Doch Sport ist mehr als nur der Wettkampf: Sport verbindet, Sport kennt keine Grenzen. Was für Spitzensportler die Olympiade ist, ist für Studenten aus aller Welt die Universiade. Seit 1959 werden die Weltsportspiele der Studenten als internationales Sport- und Kulturevent alle zwei Jahre von der Fédération Internationale du Sport (FISU) organisiert und durchgeführt. Genauso wie die Olympischen Spiele finden sie im Sommer sowie im Winter abwechselnd in Asien, Nordamerika und Europa statt. Bis zu 13.000 talentierte studierende Nachwuchssportler bekommen in diesen zwei Wochen

die Chance, nicht nur ihr Können unter Beweis zu stellen, sondern gleichzeitig auch viele Menschen aus den verschiedensten Ländern und Kulturen kennenzulernen. „Wir halten an unserem Motto ‚Excellence in Mind and Body‘ fest“, sagt ein Funktionär der FISU. „Die Universiade verbindet pädagogische und kulturelle Aspekte in elf Wettkampftagen, sodass studierende Athleten aus der ganzen Welt gemeinsam mit der Gastgeberstadt im Sinne der Freundschaft und des Sports feiern können.“

Spitzensport mit studentischem Flair

Um teilnehmen zu können, braucht es aber mehr als nur eingeschriebener Student und Sportler zu sein. Studierende dürfen maximal 28 Jahre alt sein und sie müssen von ihren nationalen Verbänden ausgewählt und nominiert werden. Dabei werden nicht nur talentierte Nachwuchsleistungssportler aufgenommen. Etablierte Hochleistungssportler sind die perfekte Ergänzung für das Team. Begleitet durch professionelle Trainer, Physiotherapeuten, Psychologen und Seelsorger werden die Sportler optimal im Wettkampf unterstützt.

Bei all der Professionalität und Klasse des sportlichen Niveaus hat die Universiade ihr ganz eigenes, studentisches Flair beibehalten. Die Verbindung von Spitzensport, kulturellen Impressionen und persönlichem Austausch ist einzigartig und verkörpert all das, was die Universiade sein möchte. In einem kulturellen Rahmenprogramm bekommen die Sportler in den zwei Wochen täglich facettenreiche Angebote: Koch- und Tanzkurse nach traditionellen Bräuchen des Gastgeberlandes, Treffen mit sportlichen Vorbildern und die Chance, andere Sportarten kennenzulernen und auszuprobieren. Außerdem bekommen die Sportler Einsichten in das kulturelle Verständnis von Sport in verschiedenen Ländern. Auch Anna konnte das beobachten: „Ich habe eine sehr nette Eiskunstläuferin aus China kennengelernt. Ich dachte, dort wäre die Sportausbildung traditionell und strikt vorgegeben. Sie hat mir jedoch erzählt, dass das System Schritt für Schritt geändert wird und sich immer mehr an den Bedürfnissen der Sportler orientiert. Dass China sich in Richtung Individualität und Selbstbestimmung öffnet, hätte ich nie gedacht.“ In Deutschland hingegen sei das schon lange so.

„Ich wurde damals vom Deutschen Curling Verband für die Universiade nominiert“, sagt Anna. Sie ist mächtig stolz darauf. Curling ist eine auf dem Eis gespielte Team sportart: Zwei Mannschaften, bestehend aus je vier Spielern, versuchen ihre Curlingsteine näher an den Mittelpunkt des Zielkreises zu spielen als die gegnerische Mannschaft. Anna beschreibt das Besondere daran so: „Das Filigrane, die Millimeterentscheidungen machen Curling aus. Man gewinnt und verliert zusammen, jeder Stein ist ein Team-Stein. Oft sieht das im Fernsehen etwas langweilig aus, doch der letzte Stein macht es aus. Es geht um alles und man denkt: Geht er durch die



► Gewinnen schmeckt goldig - auch dem Eiskunstläufer Peter Liebers.

Lücke? Trifft er den anderen Stein? Da steigt das Adrenalin. Und wenn dann der Stein trifft, ist es der Wahnsinn.“ Als gute Curlerin bringt Anna, wie viele andere Sportler auch, Ehrgeiz und Teamgeist mit – ganz wichtig sind aber auch Beweglichkeit und das Gefühl für das Eis. Fitness, Ausdauer und Konzentration spielen bei der Sportart ebenfalls eine große Rolle. Fragt man nach den Zielen, sagt Anna überzeugt: „Mein Traum ist natürlich Olympia. Wenn wir die nationalen Ausscheidungen gewinnen und an Europa- und Weltmeisterschaften teilnehmen, können wir das schaffen.“

„Der Zusammenhalt war super.“ Anna blüht auf, wenn sie von ihren Erlebnissen bei der Universiade erzählt. Für sie war es ein besonderes Erlebnis, so viele andere Sportler kennenzulernen, sich mit ihnen über deren Sportarten zu unterhalten und sich im deutschen Team untereinander auszu-

tauschen. Zusammenhalt stand dabei an erster Stelle. „Gerade das gemeinsame Wohnen und Leben stärken das Wir-Gefühl nochmal enorm. Das gegenseitige Mitfiebersowie die großartige Unterstützung der Trainer und Offiziellen hat das Ganze zu etwas ganz Besonderem gemacht.“

Die BWL-Masterstudentin absolvierte ihr Studium, wie die meisten Teilnehmer, neben dem Sport. Der interkulturelle Austausch mit den Sportlern bei der Universiade und der Teamspirit, der bei diesem sportlichen Event vermittelt wird, hat sie auch für ihre berufliche Zukunft gestärkt. „Alle Sportler verstehen sich und tauschen sich untereinander aus, auch wenn es dabei hie und da einige sprachliche und kulturelle Hürden zu bewältigen gibt. Der Sport und der olympische Gedanke, der bei der Universiade vermittelt wird, überwinden diese Grenzen.“ Dank der Erfahrungen, die sie dort gemacht hat, fällt es ihr heute leicht, sich im Job in Gruppen einzufinden, im Team zu agieren und mit den Kolleginnen und Kollegen Hand in Hand zusammenzuarbeiten. Und das ist es ja, was Sport, was die Universiade und andere Gemeinschaftsevents erreichen wollen: Dass die Teilnehmer Erfahrungen mitnehmen, für die Zukunft lernen und den Spirit weitergeben.

Die Zuschauer applaudieren dem Feuerwerk, der Fackelläufer schreitet die letzten Stufen empor und entzündet das Feuer – die Universiade ist eröffnet. Es sind Gänsehautmomente, die Anna nie vergessen wird.



► Die Gewinner auf dem Siegerpodest vom Abfahrtswettbewerb der Skifahrer

Fotos: adh



Nicole.Muskatewitz@campus.lmu.de

Hilfe zwischen Krieg und Krisen

Ruth Ulrich reist in Kriegs- und Krisengebiete, um medizinische Hilfe für Menschen in Not zu leisten. Sie engagiert sich für die Organisation „Ärzte ohne Grenzen“. Ein Gespräch über denn Willen zu helfen, das Risiko und die Erfahrungen, die sie geprägt haben.

Von Isabell Wieth

Frau Ulrich, was war Ihr erster Einsatz?

Myanmar. Das war ein Notfalleinsatz aufgrund des Hurrikans Nargis bei dem es zu einem Tsunami kam. Eine Kollegin, die schon erfahren war, baute das Projekt auf. Ich löste sie ab, arbeitete selbst noch drei Monate dort und schloss das Projekt dann ab. Das war sehr schön, weil Myanmar ein tolles Land ist und es in der Region sicher war.

Kamen Sie schon einmal während Ihrer Einsätze persönlich an Ihre Grenzen?

Ja oft, aber das ist auch normal. Man lernt sehr viel über sich selbst. Man überschreitet oft seine Grenzen, wobei man wirklich wissen muss, wie weit man über seine Grenzen gehen kann und wann es besser ist, seinen Einsatz zu beenden.

Wann gerät die Organisation „Ärzte ohne Grenzen“ an ihre Grenzen?

„Ärzte ohne Grenzen“ hat gewisse Standards, gerade im medizinischen Bereich. Im Tschad arbeitete ich in einer Klinik, in der ein Kind einen Herzfehler hatte. Das konnten wir nicht behandeln. Das nächste Behandlungszentrum war im Sudan. Wir können aber weder die Überweisung tätigen noch den Transport oder die Behandlung bezahlen. Das würde unsere Grenzen bei Weitem sprengen. Auch Krebserkrankungen können wir nicht behandeln. Es gibt zudem bestimmte Operationen, die wir nicht machen. Wir führen meistens Notfalloperationen durch und in manchen Projekten Wiederherstellungschirurgie. Es gibt immer wieder Dinge, bei denen wir nicht helfen können. Man kann den Leuten Empfehlungen geben, wo sie sich behandeln lassen können, aber sie müssen es dann selber bezahlen, was sehr teuer ist. Es ist schwer zu wissen, dass im eigenen Land eine Behandlung machbar wäre, dieser Mensch jedoch im falschen Land geboren wurde und er deswegen früher sterben muss.

Wie geht man mit solchen Situationen um? Beschäftigt Sie das?

Es hängt immer sehr davon ab, was es ist. Ich habe im psychiatrischen und im medizinischen Bereich gearbeitet. Im medizinischen Bereich war es leichter, weil man sich da auf die technischen Dinge fokussieren kann. Im Psychobereich ist es schwieriger, weil man mit den Leuten direkt sprechen und sich emotional auf sie einlassen muss. Das geht einem dann natürlich deutlich näher. Genau deshalb sollte man sich in der Vorbereitung bereits überlegen, was einem in solchen Situationen hilft. Mit Kollegen sprechen oder Musik hören beispielsweise. Man lernt aber mit der Zeit, wie man damit persönlich am besten umgeht.

Hatten Sie während Ihrer Einsätze Angst um Ihre Sicherheit?

Ja. Unsere Sicherheit wird ständig überprüft, aber es gibt keine hundertprozentige Garantie. Man versucht zum Beispiel, das Kidnapping-Risiko zu minimieren, indem man sich nicht frei bewegt und nur in Gruppen mit dem Auto unterwegs ist. Wir haben normaler-

! Info

Im Jahr 1971 schlossen sich zwei unabhängige Ärztgruppen und Journalisten zusammen und gründeten „**Médecins Sans Frontières/Ärzte ohne Grenzen**“ in Paris. Im Jahr 1999 wurde dem internationalen Rettungsdienst der Friedensnobelpreis verliehen. Mit rund 35.000 Mitarbeitern ist „Ärzte ohne Grenzen“ in 60 Ländern im Einsatz. Sie finanzieren sich hauptsächlich aus privaten Spenden. Die Prinzipien der Organisation sind: Unabhängigkeit, Unparteilichkeit und Neutralität.

weise zudem in all unseren Projekten Sicherheitsräume. In manchen Regionen haben wir sogar Bunker mit Vorräten für zwei Wochen. Unser Sicherheitsmonitoring ist aber eigentlich so gut, dass man rechtzeitig Bescheid weiß, wann man raus muss. Es kommt manchmal vor, dass wir überfallen werden. Meist wird das Geld geraubt, den Leuten passiert aber nichts. Für solche Situationen werden wir trainiert. Das Risiko für Leib und Seele ist aber nicht wirklich hoch.





► Ruth Ulrich im Gespräch mit Einheimischen im Südsudan 2016 Fotos: Ruth Ulrich/MSF



► Hier ist die Ärztin bei ihrem Einsatz in Palästina im Jahr 2009 zu sehen

Haben die Erfahrungen, die Sie bei „Ärzte ohne Grenzen“ sammeln konnten, Ihre Sichtweise oder sogar Ihr Leben verändert?

Teils, teils. Einer der Hauptgründe weswegen ich das mache, ist, dass ich weiß, dass ich in einer Gesellschaft lebe, in der es mir an nichts fehlt. Ich denke, dass es Länder gibt, in denen das nicht der Fall ist und dass man von dem, was man hat, abgeben kann. Ein Teil unserer Sicherheit und unseres Wohlstandes beruht darauf, dass es in anderen Ländern nicht so aussieht. Für die Zustände in Afrika haben wir auch unsere Verantwortung. Viele von den Krisen werden von Europa aufrechterhalten, um günstiger an Ressourcen zu kommen. Für mich ist es deswegen wichtig, in solchen Ländern etwas Positives zu tun. Von daher hat sich nicht so viel verändert. Das einzige, was sich verändert hat: Ich bin noch dankbarer geworden, dass ich hier geboren wurde. Zudem werde ich etwas unduldsamer, wenn Leute hier zu sehr jammern.



Wenn Sie zurückblicken, welcher Einsatz ist Ihnen am meisten in Erinnerung geblieben?

Das war ein neunmonatiger Einsatz in Jordanien. Ein Projekt zur Herstellungschirurgie für irakische Kriegsverletzte. Inzwischen ist es ein Projekt für den ganzen Mittleren Osten geworden. Dort werden irakische, jemenitische und syrische Kriegsverletzte behandelt. Es war sehr prägend, da die Patienten sehr lange in dem Projekt und zum großen Teil Kinder waren. Einen neunjährigen kurdischen Jungen werde ich nie vergessen: Er hatte Verbrennungen an der Hand. Die Hand war voller Narbenwülste, sodass er die Finger nicht bewegen konnte. Man hat ihn operiert und seine Hand langsam trainiert. Als ich mich an meinem letzten Tag verabschiedete, kam der kleine Junge auf mich zu. Er hat mir mit seinen Händen ein Glas Wasser gegeben. Das war ein richtiges Abschiedserlebnis. Die Kinder in diesem Projekt waren in einem sehr desolaten Zustand, da sie an ihren Verletzungen oft schon lange litten. Es waren Fälle, die im Irak anbehandelt wurden, in denen die Medikamente dann aber ausgingen oder die chirurgischen Möglichkeiten nicht vorhanden waren. Die Kinder mussten mit sehr schlimmen Verletzungen leben, zum Beispiel, dass ein Teil des Gesichts fehlte. Verletzungen von denen ich gar nicht wusste, dass man sie überleben kann. Diese Kinder waren oft in ihrer Entwicklung zurück oder wurden von andern Kindern gehänselt. Es gab ein irakisches Mädchen, dem die Nase und beide Hände fehlten. Schuld war eine Autobombe. Dieses Mädchen blühte später richtig auf.

Nach einem Einsatz kommt man zurück in die Heimat. Man hat viele Erfahrungen gemacht, die sicherlich prägend und vielleicht sogar traumatisierend waren. Wie kann man sich das Leben nach dem Einsatz vorstellen?

Anfangs legte ich meine Einsätze ziemlich dicht hintereinander. Ich nahm aber dazwischen immer mindestens drei Monate Pause. Das war wichtig und das brauchte ich auch. Es dauerte ein paar Tage, bis ich geistig einigermaßen in Deutschland angekommen war. Man muss sich erst umstellen. In den Kriegs- und Krisengebieten zu leben, ist viel intensiver als hier. Es gibt auch Leute, die danach traumatisiert sind. Wir haben aber eine Psycho Social Care Unit, die psychologische Gespräche mit den Mitarbeitern führt, wenn sie aus ihren Einsätzen zurückkehren. Dort arbeite ich nun.



Isabell.Wieth@campus.lmu.de

Wie Musik es schafft, Europa zu einen



► Conchita Wurst bei ihrem Sieg in Kopenhagen 2014
Foto: Albin Olsson

Der Eurovision Song Contest, eine der beliebtesten Unterhaltungssendungen der Welt, hat in Deutschland einen schweren Stand. Doch wer genauer hinsieht, der erkennt: Der Song Contest ist gar nicht so kitschig und irrelevant, wie sein Ruf das vermuten ließe.

Von Andrzej Potaczek

Wenn über 200 Millionen Menschen auf der gesamten Welt gleichzeitig dieselbe Sendung im Fernsehen anschauen, so muss es sich zweifellos um ein Ereignis von großer Bedeutung handeln. Meist sind dies Sportgroßereignisse wie die Fußballwelt- und Europameisterschaft, die Olympischen Spiele oder monumentale Ereignisse der Weltgeschichte. Oder eben der Eurovision Song Contest. Einen Moment mal, der Eurovision Song Contest? Dieses TV-Event, das hierzulande als glorifizierte Freak Show mit kaum musikalischem Mehrwert abgestempelt wird? Eben diese! Letztes Jahr schalteten nach Angaben des Veranstalters EBU weltweit über 204 Millionen Menschen ein, allein in Deutschland fieberten beim großen Finale im Stockholmer Globen über neun Millionen Zuschauer vor dem Fernseher mit. Aber das geht auch noch besser: Island beispielsweise hat für das ESC-Finale regelmäßig Einschaltquoten im Bereich der 95 Prozent, in Schweden geht die Begeisterung gar so weit, dass seit 2000 die meistgesehene TV-Sendung des Jahres nur in einem Jahr nicht der nationale Vorentscheid Melodifestivalen war.

Möglicherweise liegt die eher ablehnende Grundhaltung gegenüber dem Song Contest in Deutschland daran, dass man die letzten Jahre erfolglos blieb. Seit dem überragenden Sieg Lenas 2010 scheint der damals aufgebaute Hype immer weiter abzuebben. Während Lena und Roman Lob in den beiden Jahren danach immerhin noch Top-10-Platzierungen erreichten, gibt es seit dem Ausscheiden Stefan Raabs aus dem Auswahlprozess der deutschen Vertreter ein riesiges Erfolgsdefizit. Cascada und Elaiza gingen beim Contest schlicht

unter, und als man beim verantwortlichen NDR gerade dachte, viel schlimmer ginge es nicht mehr, kam es doch so: In den letzten beiden Jahren wurde Deutschland jeweils letzter, 2015 mit Ann Sophie und ihrem übermäßig verführerisch vorgetragenen „Black Smoke“ blieb man gar punktlos. Der Tiefpunkt scheint erreicht und der Zuschauer darf sich zurecht fragen, wofür er eigentlich noch einschaltet.

Historisch betrachtet wurde der Eurovision Song Contest im Jahr 1956 für zwei Zwecke gegründet: Einerseits, um das damals noch neue Medium Fernsehen zu popularisieren, andererseits aber auch, um einen zerrütteten Kontinent zu einen. Europa hatte immer noch die Folgen zweier Weltkriege zu bewältigen. Um die Länder wieder einander anzunähern und mit den jeweiligen Kulturen vertraut zu machen, wurde der Contest von der European Broadcasting Union unter Leitung des Schweizer Präsidenten Marcel Bezençon nach dem Vorbild des italienischen Sanremo-Festivals ins Leben gerufen. Ironisch: Das Sanremo-Festival ist mittlerweile zum italienischen Vorentscheid des ESC geworden. Der Plan Bezençons ging auf: Nachdem beim ersten Wettbewerb im schweizerischen Lugano nur sieben Länder teilnahmen, waren es nur zehn Jahre später bereits 18. Endgültig aber wurde das Ziel der musikalischen Vereinigung Europas erst 1993 erreicht. Während davor nur Jugoslawien als Ostblockstaat teilnahm und den Contest 1989 sogar gewann, stießen ab 1993 zunehmend die meisten anderen ehemaligen Oststaaten hinzu und verewigten sich auch gleich in den Annalen des Wettbewerbs. Polen erzielte bei seinem Debüt 1994 mit Edyta Górniak einen mehr

als respektablen 2. Platz, 2001 wurde mit Estland einer der aus dem Zerfall der Sowjetunion wiederentstandenen Staaten erstmalig Sieger des ESC. Den endgültigen Durchbruch zum Weltevent schaffte der Contest im Jahr 2015 in der Wiener Stadthalle. Bei der 60. Ausgabe des Wettbewerbs trat erstmalig Australien als Teilnehmer auf, Guy Sebastian mit seiner Nummer „Tonight again“ verhalf dem Land Down Under zu einem überragenden fünften Rang.

Den Wettbewerb nach Wien zum historischen 60. Contest zu holen, dies hat wohl die kontroverseste Siegerin des ESC geschafft. Tom Neuwirth alias Drag-Künstlerin Conchita Wurst errang in Kopenhagen mit der an James-Bond-Filme erinnernden Ballade „Rise like a phoenix“ auch dank grandioser Bühnenshow den Sieg für die Alpenrepublik. 49 Jahre nach Udo Jürgens holte nun also Conchita den zweiten Sieg der Wettbewerbsgeschichte für Österreich, stand dabei aber sehr stark in der Kritik von vor allem konservativen osteuropäischen Medien, die den Auftritt als Angriff auf ihre traditionellen Vorstellungen von Geschlechterrollen interpretierten. In der Wiener Stadthalle und in der breiten Öffentlichkeit wurde Conchitas Erfolg aber positiv aufgenommen, als ein Sieg im Zeichen der Toleranz als grenzenloser europäischer Grundwert.

Die wichtigste Intention des Eurovision Song Contest ist es allerdings schon seit jeher, ein „Showcase of cultures“ zu sein, also ein europäisches Schaufenster in die Historien und Geschmäcker der jeweiligen Teilnehmerländer. Sehr häufig machen sich dies vor allem Balkanstaaten zu Nutze, indem sie eine stereotypische Ethno-Ballade nach Vorbild des serbischen Komponisten und Sängers Željko Joksimović als Beitrag präsentieren. Aber auch andere Länder finden ihre Nische: Sei es der von Jahr zu Jahr ähnlich klingende radiotaugliche Pop aus Dänemark, Gute-Laune-Musik von der iberischen Halbinsel oder die Alibi-Lieder des Vereinigten Königreichs, die immer wieder nach „Wir wollen bloß nicht gewinnen“ klingen. Bezeichnend in den vergangenen Jahren ist aber vor allem der Trend in den baltischen Staaten. Estland ist mit Stig Rästa als Komponist zur Bank für angenehme Retro-Big-Band-Klänge geworden, Lettland hingegen überrascht mit der Komponistin Aminata Savadogo als Zentrum für hochmoderne Stücke, die sich qualitativ definitiv nicht vor modernen Charthits verstecken müssen.

Leider ist aber auch ein gegensätzlicher Trend zu beobachten: Immer mehr Länder greifen zur musikalischen Importware, lassen sich ihre Songs von ausländischen Komponisten schreiben. Hauptexporteur ist dabei Schweden mit ihrer Riege von Starschreibern wie Thomas G:son, Fredrik Kempe, Anderz Wrethov oder Joy und Linnea Deb. Allein beim vergangenen Wettbewerb 2016 waren zwölf von 43 Songs, also über ein Viertel, aus schwedischer Feder. Kein Wunder jedoch, schließlich ist Schweden das erfolgreichste Land der letzten Jahre, liegt bei der Anzahl der Wettbewerbsiege nur hinter Irland auf Rang Zwei, und verpasste in seiner gesamten Contesthistorie nur 2010 mit Anna Bergendahl dank einer höchst suboptimalen Inszenierung des eigentlich guten Songs das Finale. Brisant: Der spätere Vierte des Jahres, Dänemark, wurde mit der ebenfalls schwedischen Produktion „In a moment like this“ zum schwedischen Vorentscheid gar nicht erst zugelassen. Die Jury fand das Lied zu schwach. In Anbetracht des Abrückens vieler Länder von einheimischen Kompositionen ist es umso erfreulicher, dass im vergangenen Jahr mit „1944“ von der ukrainischen Künstlerin Jamala ein Lied gewann, das

! Autorentipp

Heroes von Måns Zelmerlöv (Schweden, Siegertitel 2015): Radiotauglicher Song, bombastisch spektakuläre Bühnenshow, ein würdiger Siegertitel.

Nel blu dipinto di blu von Domenico Modugno (Italien, 1958): Dieser Klassiker schaffte als einer der ersten Eurovisionssongs den Sprung in den Mainstream.

När jag blundar von Pernilla Karlsson (Finnland, 2012): Der in 61 Jahren ESC-Geschichte nach Meinung des Autors schönste Beitrag überhaupt, ruhig und einfühlsam im wunderschönen Schwedisch vorgetragen, mit einem der berührendsten Texte der Wettbewerbsgeschichte.

nicht nur von der Sängerin selbst verfasst wurde, sondern auch viel mehr über wahre Emotionen die Hörer begeisterte. Der nächste Eurovision Song Contest findet im Mai 2017 nach Jamalas Sieg also im ukrainischen Kiew statt. „Gerade in Kiew!“, möchte man fast schon sagen, nachdem bereits der Triumph der Ukrainerin vor dem russischen Favoriten Sergey Lazarev als politisches und nicht musikalisches Votum interpretiert wurde. Befürchtet wird, dass trotz der Regel, dass Wettbewerbsbeiträge keinerlei politische Botschaften enthalten dürfen, der Contest von einigen Ländern als Möglichkeit zur Provokation genutzt werden könnte.

WAS FÜR ALLE ZÄHLT, IST DAS MITEINANDER

Doch gerade heute, in einem politischen Klima, das von Kälte und zunehmender nationaler Abschottung geprägt ist, sollte man den Eurovision Song Contest auch als einen Leuchtturm der europäischen Gemeinschaft feiern. Wenn sich im Mai über 10.000 Fans in Kiew zum gemeinsamen Feiern treffen und wieder über 200 Millionen Menschen auf der ganzen Welt vor dem Fernseher sitzen und dem musikalischen Wettstreit entgegenfeiern, dann sollten für drei Tage jegliche Sorgen, Ängste und Befürchtungen in den Hintergrund treten. Denn egal, welches Land auch gewinnt, Sieger beim Eurovision Song Contest sind alle die, bei denen das Miteinander statt des Gegeneinanders im Vordergrund steht. Für den Eurovisionsfan gibt es nämlich nur ein Gefühl das angenehmer ist, als jedes Jahr aufs Neue das schön verpackte ESC-Geschenk aufzumachen und sich von den Klängen aus ganz Europa überraschen zu lassen. Nämlich die Gewissheit, dass an diesen Abenden ganz Europa eine grenzenlose Gemeinschaft von Musikfreunden ist. Politische Brisanz liefert dem Contest in jedem Jahr Relevanz, in seiner mittlerweile weltweit einenden Wirkung hat der ESC eine soziale Stellung, die man guten Gewissens in der Form als einzigartig beschreiben kann. Künstlerisch ist durch die enorme Vielfalt der Beiträge für jeden Zuschauer und Zuhörer etwas dabei, immer finden sich gar wahre Perlen unter den Liedern. Wie es also um den Eurovision Song Contest steht? Trotz der eher kritischen Grundhaltung dem Wettbewerb gegenüber in Deutschland sprechen die Zahlen eine positive Sprache. Hohe Einschaltquoten und Charterfolge für Wettbewerbsbeiträge zeigen klar: Der deutschen TV-Landschaft würde ohne das alljährliche Showspektakel definitiv etwas fehlen.



A.Potaczek@campus.lmu.de

Mauern im Kopf

In einer Zeit, in der man ganz einfach mit Menschen auf der anderen Seite der Welt kommunizieren kann, verschwimmen nationale Grenzen immer mehr. Brauchen wir sie überhaupt? Ein Plädoyer für mehr Freiheit.

Von Julius Bingmann

Die meisten Studenten werden es nicht mehr anders kennen: Man kann mit dem Auto einfach ins benachbarte Frankreich fahren, ohne in einem langen Stau am Grenzübergang zu stehen. Kein vorgezeigter Reisepass, bei dem der Beamte einen Stempel setzen muss, kein Visum, um in ein naheliegendes Land zu reisen. Für viele ist es undenkbar, dass dies noch vor 30 Jahren nicht so einfach möglich war. 1985 beschlossen die Benelux-Staaten, Frankreich und Deutschland, den Abbau der Grenzkontrollen. Heute gehören Länder wie Slowenien, Portugal und 24 weitere zum sogenannten Schengen-Abkommen, das diese Reisefreiheit in Europa ermöglicht.

Was in Europa klappen kann, könnte doch auch mit jedem Land dieser Welt funktionieren? Braucht es da überhaupt noch Grenzen? Der Gegner einer Welt ohne Grenzen würde sagen: Öffnen wir die Grenzen, kommt es zur Masseneinwanderung in die „reichen Länder“ und damit werden diese Länder überbevölkert. Der Befürworter würde entgegen: Natürlich würden viele Menschen aus ärmeren Ländern umsiedeln, jedoch belegen Studien, dass Zuwanderung einen positiven Effekt auf Beschäftigung und Löhne hat. Der Gegner wiederum: Ohne Grenzen steigt die Kriminalität ins Unermessliche. Keiner würde mehr kontrolliert. Die Befürworter fragen dann: Gibt es denn jetzt noch keine Kriminalität? Werden Waffen, Drogen und sogar Menschen nicht schon jetzt über mehrere Staatsgrenzen geschmuggelt?

Beispiel Drogen: Fünf Prozent der Deutschen nehmen regelmäßig Drogen, die meisten von ihnen Cannabis. 80 Prozent des Cannabis in Deutschland wird in Marokko hergestellt und findet dann seinen Weg in die EU, trotz Grenzen. An diesem einfachen Beispiel kann man sehen, dass auch Grenzen Kriminalität nicht einfach stoppen. Oder nutzt der 1125 Kilometer lange Zaun zwischen Mexiko und den USA wirklich dem Kampf gegen illegale Einwanderung und Drogenschmuggel? Jährlich kommen hier Schätzungen zufolge etwa 500.000 Menschen illegal über die Grenze, 90 Prozent des Kokains in den USA überqueren diese.

Ziel des Schengen-Abkommens waren nicht nur offene Grenzen, sondern auch eine einheitliche Visumpolitik und eine einheitliche polizeiliche Zusammenarbeit innerhalb der Mitgliedsstaaten. Dabei sollte man aber schon beachten, dass es durchaus stimmt, dass durch die Osterweiterung des Schengen-Raums die Kriminalität anstieg. Autodieben und Einbrecherbanden, vor allem aus Osteuropa, erleichtert man durch offene Grenzen die Arbeit. Innerhalb nur weniger Stunden sind diese mit einem geklauten Luxuswagen wieder in ihrem Land, ohne dass ein Grenzbeamter den Ursprung des Autos kontrolliert.

Das Problem ist hier jedoch nicht, dass die Grenzen offen sind, sondern dass die nationalen Behörden immer noch nicht richtig zusammenarbeiten. Gäbe es ein einheitliches Rechtssystem und einen stetigen Austausch der Behörden, könnten Verbrecherbanden schon vor der Tat gefasst werden. Trotz Vollmitgliedschaft in der EU sind beispielsweise Bulgarien, Rumänien oder Kroatien noch nicht in den Schengen-Raum aufgenommen worden, weil es in diesen Ländern an den erforderlichen Maßnahmen gegen organisierte Kriminalität und Korruption mangelt.

Daran erkennt man, dass durchaus kontrolliert wird, welche Länder den Standards an Rechtssystemen entsprechen, die eine Welt ohne Grenzen bräuchte, um zu funktionieren. Ein Beispiel dafür, wie eine – wenn auch langsame – Öffnung einem Land guttun kann, ist die Schweiz, bei der man beim ersten Gedanken gar nicht von einem offenen Land sprechen würde: Dieses Land nämlich, das noch in den 1980er Jahren Frauen vorschrieb, beim Kauf eines Autos die Genehmigung des Mannes einzuholen, landete in den 90er Jahren in einer tiefen Rezession. Vor allem durch die Öffnung hin zu Partnern – wie etwa durch den Beitritt zur Weltbank, die Verhandlungen mit dem Europäischen Wirtschaftsraum, den UN-Beitritt oder den 2005 beschlossenen Beitritt in den Schengen-Raum – konnte es die Schweiz schaffen, mittlerweile fast jedes

Jahr einen Budgetüberschuss zu erzielen, während andere EU-Staaten vor dem Bankrott stehen. Und wer nun immer noch denkt, die Schweiz würde sich zu stark abschotten: In der Schweiz war laut dem statistischen Bundesamt 2015 jeder vierte Bürger ein Ausländer. In Deutschland ist es nicht einmal jeder zehnte.

Offene Grenzen auf der Welt könnten zum einen die weltweite Wirtschaft ankurbeln. Experten gehen davon aus, dass sich der Wert aller Bruttoinlandsprodukte zusammen genommen sogar verdoppeln ließe.

Aber offene Grenzen nutzen nicht nur der Wirtschaft, sie würden Menschen auch in ihrer Mobilität weiter fördern. Warum es hier noch großen Nachholbedarf gibt, zeigt beispielhaft die Bildungspolitik in Deutschland. Während in mittlerweile 47 Staaten das vereinheitlichte Bachelor-System an den Hochschulen eingeführt wurde, ist das Bildungswesen hierzulande immer noch Ländersache. Hier wird von den einzelnen

Bundesländern immer noch klar die Grenze gezogen, dass der Staat nicht mitbestimmen darf. Schon lange ist bekannt, dass ein Abitur in Bayern im Vergleich mit anderen Bundesländern schwerer ist. Trotzdem wollen sich die Kultusminister nicht auf einen einheitlichen Abschluss verständigen, obwohl jeder Abiturient mit seiner Note an den Hochschulen schließlich gleich behandelt wird.

Natürlich wäre es illusorisch, zu glauben, dass jedes Land seine Grenzen öffnen kann und dabei alles gut geht. Beispiele aus der jüngsten

Vergangenheit zeigen, dass offene Grenzen auch die Gefahr von unkontrollierten und kurzfristigen Ein- und Ausreisen bergen. Viele Länder auf der Welt befinden sich im Krieg, sind instabil oder versinken in Korruption und Gewalt. Hier muss man genauestens kontrollieren, wer zu dieser „Union“ gehören kann und wer nicht. Das kann nur durch eine enge Zusammenarbeit der jeweiligen nationalen Behörden funktionieren. Häufig könnte so ein Zusammenschluss auch ein

Ansporn für instabile Länder sein, sich an gültige Rechtsstandards zu halten.

In der heutigen Welt, in der internationale Bedrohungen und Gefahren lauern, sollte nicht jedes Land unterschiedlich entscheiden, wie man darauf reagieren sollte. Internationale Probleme verlangen internationale Lösungen und nicht Einzelkämpfer. Viele Menschen meinen, durch Grenzen würden wir mehr Freiheit erlangen, denn wir seien sicherer und müssten uns somit weniger Sorgen machen. Doch: Wer sich abschottet, sperrt sich ein, und wer eingesperrt ist, kann nicht frei sein. Ist es denn wirklich sinnvoll, das Glück entscheiden zu lassen, wo man geboren wird? Und ist es fair, dass diejenigen, die nicht das Privileg hatten, in einer reichen Nation geboren worden zu sein, häufig für immer in ihrem Geburtsland und arm bleiben müssen? Freiheit besteht doch genau darin, selber zu entscheiden, wann und wo ich hinreisen möchte, wo ich leben möchte und wie lange ich dort bleibe.

”SCHOTTET MAN SICH AB, SPERRT MAN SICH EIN. UND WER EINGESPERRT IST, KANN NICHT FREI SEIN



J.Bingmann@campus.lmu.de

Anzeige

Urlaub in den Bergen... ...Südtirol wartet auf dich

APPARTEMENT SAND

Residence SAND
Maurer Wolfgang
Wiesenhofstr. 9
I-39032 Sand in Taufers
I-39032 Campo Tures

Tel. (0039) 0474 678132
Fax (0039) 0474 658018
info@residence-sand.it
www.residence-sand.it



Up to God and down to Hell

Extremlauf über die Alpen

Acht Tage, 300 Kilometer und rund 15.000 Höhenmeter liegen zwischen Ruhpolding und Sexten, zwischen Start und Ziel. Das zu laufen, ist für viele eine unvorstellbare Strapaze. Für Wolfgang ist es ein Abenteuer. Was die Strecke dem Sportler abverlangt, wie er die enorme Belastung erlebt – und warum er es trotzdem liebt.

Von Lena Maurer

Nebelverhangene Berge, glasklare Luft, die in den Lungen sticht und das Gewusel einer Menschenmenge, die sich im vollen Bewusstsein in den nächsten vier bis acht Stunden einer extremen körperlichen Strapaze hingeben wird. So ungefähr sieht der Morgen eines Transalpine-Run Teilnehmers aus, wenn er sich an die Startlinie drängt. Dann das Los – und es wird gerannt, als ob es um alles ginge. Bei einem Trailrun wird abseits asphaltierter Straßen gelaufen, es geht durch die Natur, in diesem Fall durch die Berge. Teilweise sind die Teilnehmer auch Eindrückesammler, denn eins ist gewiss: Die Szenerie der Alpen ist spektakulär. Hinter jeder Ecke verbirgt sich ein neuer Schatz, der nur darauf wartet, entdeckt zu werden. Schroffe Felsen, Hochebenen voller Bergblumen und sattem Gras, Ausblicke, als ob man auf das Dach der Welt gerannt wäre. All das verspricht der Gore-Tex® Transalpine-Run. Zugleich gehen aber die körperlichen Reserven zu Ende, der Geist verändert seine Sichtweise und im Ziel ist man ein anderer, als man anfangs glaubte zu sein. Nichts für schwache Nerven? Bestimmt nicht. Aber das Futter für Geschichten eines Extremsportläufers, zu dem auch Wolfgang wurde.

Eigentlich ist Wolfgang (heute 52 Jahre) Geschäftsmann, er liebt den Sport aber schon immer. Vor allem das Berglaufen ist seine große Leidenschaft. Dass er zum Extremsportläufer werden würde, hatte er sich mit 39 Jahren nicht gedacht, als er sagte: „Bevor ich 40 werde, möchte ich einen Marathon laufen“. Dazwischen ist viel Zeit vergangen. Aus einem Marathon wurden zehn, aus einem Berglauf 30. Zum ersten Extremtrailrun kam es im Jahr 2008 – eigentlich ganz plötzlich. Es war im Januar, als Wolfgang so wie jeden Mittwochabend eine Skitour zur Pircher Alm machte, um sich nach getaner Arbeit nochmal so richtig

auszupowern. Und so wie man als Geschäftsmann und Sportler in einem kleinen Tal einfach alle Leute kennt, traf er auch auf der Alm sehr viele bekannte Gesichter. Darunter war Andreas (damals 46, Bankangestellter), ein sympathischer Kerl, den Wolfgang bis dahin kaum kannte. Doch nach ein paar Bier und einen Handschlag haben sie beschlossen, den „Transalp“ zu laufen.

Natürlich bereute Wolfgang es am nächsten Morgen zutiefst, als er sich im Netz näher über den Run informierte, dem er am Tag davor noch so begeistert zugesagt hatte. Aber wäre ein Mann ein Mann, wenn er nur im trunkenen Zustand an sich selbst glauben würde?

Nein. Noch dazu konnte er Andreas nicht im Stich lassen, denn beim „Transalp“ darf man nur in Teams starten. Und so fing Wolfgang an zu trainieren. Jeden Tag aufs Neue trainierte er. Zu seiner Tochter sagte er nur: „Ich musste mir einfach die Zeit nehmen, zwischendurch 40 Kilometer in den Bergen rumzulaufen.“

ZWISCHENDURCH MUSSTE ICH MIR ZEIT NEHMEN, 40 KILOMETER IN DEN BERGEN RUMZULAUFEN

Als er Ende August mit Andreas nach Ruhpolding fuhr, wusste er immer noch nicht richtig, was die nächsten acht Tage alles auf ihn zukommen würde. Wie er sich selbst verändern würde. Das Gefühl an der Startlinie war wie ein Prickeln. Es waren so viele Leute gekommen. Insgesamt waren 241 Teams am Start. Mit seinen damaligen 43 Jahren war er älter als die meisten. Er hatte Erfahrung mit den Bergen. Er kannte die Alpen. Das würde ihm zu Gute kommen, das wusste er.

Als der Startschuss fiel, war es einfach nur ein Riesengetümmel aus unendlich vielen Gesichtern. Damals wusste er noch nicht, dass im Laufe des Runs 30 Prozent von ihnen ausscheiden würden. Die ersten drei Tage waren die Strecken weit und für Wolfgang unbekannt.



Allerdings waren es noch nicht die schwierigen Höhenmeter, die ihn später erwarten würden. Das Wetter war bei seinem ersten „Transalp“ 2008 im Gegensatz zu den folgenden Jahren richtig gut. Der strömende Regen und der Schnee auf den Bergen blieben weitgehend aus. Wolfgang bekam jeden Tag einen Routenplan mit auf seinen Weg. Ab der vierten Etappe in Südtirol war er wieder in seiner Heimat. Das Pustertal kannte er schon damals wie seine Westentasche. Er wusste, was auf der weißen Wand auf ihn warten würde oder wie extrem die Dolomiten sein konnten.

Und dann war da plötzlich eine Sucht, die ihn packte, so würde es wohl jeder Extremsportler von sich behaupten. Wo waren die Grenzen des eigenen Körpers? Hatte man denn überhaupt welche? Was würde es kosten, sie zu überschreiten? Das Adrenalin, wenn man an die Startlinie ging. Der Puls, der überkochte. Nur von außen, da tat man so, als wäre es ein Klacks und als wäre der Lauf nichts Besonderes gewesen. Ein jeder könne es schaffen. Nur das Strahlen im Gesicht und dieses Blitzen in den Augen deuteten darauf hin, wie unglaublich stolz er auf sich war.

Seine Familie machte sich natürlich Sorgen. Sie waren alle stolz, na klar, aber gleichzeitig war es einfach nur heftig dem Einlauf der Teams zuzuschauen. Dünn waren sie alle, fast schon abgemagert. Sie hatten muskulöse Beine, an denen kein Gramm Fett zu finden war. Ein Teilnehmer sagte dazu einfach nur: „Jedes Gramm Fett, das du hast, musst du da hochtragen.“ Er deutete dabei mit seinem Zeigefinger den Alpenkamm hoch. Auch der Zustand der Teilnehmer veränderte sich von Etappe zu Etappe. Sie schienen zwar glücklich zu sein, gleichzeitig standen sie aber so sehr unter Adrenalin, dass sie es nicht zu merken schienen, wie ihr Körper sich veränderte. Die Blasen an den Füßen waren offene Wunden, die Beine schienen zu pulsieren. Aber auch die Gesichter wurden fast schon faltengeprägt. Als ob man aus 20-Jährigen alte Männer machen würde, so weise, aber auch so ausgemergelt sahen die Teilnehmer aus. An den Frauen waren zwar noch weibliche Konturen zu erkennen, irgendwie aber waren sie anders geworden. Ein Abklatsch von den starken Athletinnen, die in Ruhpolding gestartet waren.

Normalerweise heißt es ja, man solle nach einem Marathon mindestens zwei Wochen pausieren. Die Teammitglieder beim „Transalp“ pausieren eine Nacht, kriechen dann wieder aus ihren Schlaflagern, zwängen sich in ihre Sportklamotten und schleifen sich zur Startlinie, um in die Wildnis zu verschwinden und einen neuen Marathon zu absolvieren. Sie laufen praktisch in acht Tagen einen Höhenunterschied von Meereshöhe auf einen 8000er und wieder zurück. Dass es dabei nicht alle schafften ist klar. Manche übernehmen sich schon bei den ersten Strecken. Manche kommen mit den Temperaturunterschieden nicht klar. Wieder andere überschreiten das Zeitlimit, das bei jeder Strecke ein anderes ist und bei rund acht bis neun Stunden liegt.

Einmal hatte sich auch Wolfgang übernommen. Beim Training zum „Transalp“ 2010 knickte zuerst seine damalige Teamkollegin um und konnte nicht mehr antreten. Seine Ersatzpartnerin Klaudia schaffte es, vielleicht auch aufgrund mangelnder Vorbereitung, nur bis zur vierten Etappe. Wolfgang wollte aber nicht aufgeben, das liegt nicht in seiner Natur. Und so startete er zusammen mit einem anderen Individualrunner, Helmut aus Österreich. Das ging natürlich auch, wurde dann aber nicht richtig gewertet. Alleine in den Bergen war es einfach zu gefährlich. Es würde ihm die Sicherheit eines Partners fehlen, der einen durch die schwere Zeit begleitete. Das Dröhnen in den Ohren, wenn man die Berge flüstern hört, während einer Strapaze wie dieser; Wolfgang kannte sich zu gut um zu wissen, dass man in dem Fall jemanden an seiner Seite brauchte.



► Wolfgang beim Zieleinlauf in Sexten

Foto: sportograf.com

Doch Helmut war gut. Zu gut. Die ersten Etappen zusammen flogen sie fast ins Ziel. Sie überholten die Jüngeren Reih um Reih. Wolfgang's Wille war aber stärker als sein Körper und so geschah es, dass er sich überschätzte. Beim Abwärtsrennen wurde sein Schienbein plötzlich immer dicker und röter und er musste vom Arzt behandelt werden. Die Diagnose: Fast wäre es zum Ermüdungsbruch gekommen. Das Schienbein hätte sich einfach in zwei geteilt, wenn er noch eine halbe Stunde länger gerannt wäre. Zwei Monate Pause waren die Folge und ein geplatztes Abenteuer, das er nicht so leicht wegstecken konnte. Deswegen musste er wahrscheinlich auch 2014 noch einmal antreten. Wolfgang ist eine Kämpfernaut und würde nicht aufgeben. Dieses Mal schaffte er es auch und belegte mit Heini in der Senior Master Klasse in einer Tageswertung sogar den dritten Platz.

Mittlerweile reizt Wolfgang der „Transalp“ nicht mehr. Er will sich neuen Herausforderungen stellen, anderen Läufen, auf anderen Bergen. Aus Wolfgang wurde ein Extremsportler. Er braucht Nervenkitzel und Adrenalin – und keinen Lauf, den er jährlich aufs Neue absolviert. Dennoch wird er seine Erlebnisse niemals vergessen. Er wird sich immer an die Härte dieses Trailruns erinnern und daran, was er mitgemacht und erlebt hat. Und auch die Schönheit der Berge, die ihm alles abverlangten und auch heute noch Tag für Tag nach ihm rufen, wird er niemals vergessen. Sie haben ihn geprägt und geformt und aus ihm den Mann gemacht, der er heute ist – ein Extremsportler.

! Info

Der **Gore-Tex® Transalpine-Run** findet jährlich auf wechselnden Strecken Anfang September statt. Es werden drei bis vier Länder laufend durchquert und acht Tage nacheinander ein Marathon absolviert (insgesamt rund 300km). Auf der Strecke werden ungefähr 15.000 Höhenmeter quer über den Alpenkamm zurückgelegt.



Lena.Maurer@campus.lmu.de



Wenn die Welt grau wird

Ein leeres Blatt, leere Leinwände, nichts scheint mehr machbar. Burnout. Für Künstler und Schaffende bedeutet das oftmals nicht nur das Ende ihrer Karriere.

Von Sarah Maurer

Der Inspiration, die früher sogar im gewöhnlichen Alltag zu finden war, ist die Ideenlosigkeit gewichen und jeder neue Auftrag scheint wie ein weiterer Stein auf der Mauer, hinter der sich die Kreativität zurückgezogen hat. Wenn Künstler und Schaffende einen Burnout erleiden, können nicht nur Karrieren enden: Denn meist ist die Arbeit auch Hobby und Leidenschaft, sodass anhaltende Inspirationsblockaden die gesamte Identität belasten. Vivienne Decker (*Anm.: Name von d. Redaktion geändert*), malt seit ihrer Kindheit und hat ihr Talent für eine Karriere als freischaffende Künstlerin genutzt. Schaffenskrisen kennt sie: Ein Phänomen, mit dem wohl jeder in einem kreativen Beruf von Zeit zu Zeit zu kämpfen hat. Wenn sich diese Krisen aber zu einem Burnout ausweiten, helfen oft weder Zeit noch eigene Strategien, um das alte kreative Selbst wiederzufinden. „Normalerweise wirkt eine kleine Auszeit Wunder“, sagt Vivienne. „In den Urlaub zu fahren oder sich nur eine Zeit lang mit ganz anderen Dingen zu beschäftigen, hilft oft dabei, wieder Inspiration aus den kleinen Dingen zu ziehen, die einem währenddessen begegnen.“ Doch anhaltender Stress und

Leistungsdruck von außen verbunden mit zu wenigen Erholungsphasen lassen keine Muße zu. Die Situation verschärft sich, sodass sich daraus eine ernstzunehmende Krankheit entwickeln kann.

**MAN FÜHLT SICH
AUSGELAUGT
UND MENTAL
MÜDE.
NICHTS SCHEINT
ZU KLAPPEN**

Nach Gewerkschaftsangaben arbeitet jeder zehnte Deutsche mehr als 60 Stunden in der Woche. Dabei Familie und Partnerschaft nicht zu vernachlässigen, stellt einen weiteren belastenden Faktor dar. Verstärkt wird das Burnoutisiko zudem durch die eigene Veranlagung und bestimmte Persönlichkeitsmerkmale wie ein erhöhtes Anerkennungsbedürfnis und Perfektionismus. Ein Zusammenspiel dieser und weiterer Faktoren

führt dazu, dass bei tausenden Deutschen Anzeichen für eine psychische Störung festgestellt werden, wobei jeder Betroffene ein individuelles Muster von Symptomen zeigt. Beim Burnout-Syndrom handelt es sich um einen stetig fortschreitenden Prozess, bei dem bis heute keine allgemeintypischen Entwicklungsschritte festgelegt sind. Neben körperlichen Beschwerden äußern sich allerdings meist bereits in der Anfangsphase psychosomatische Anzeichen. Das Überengagement in der Arbeit reduziert sich, gleichzeitig ziehen sich Erkrankte aus ihrem sozialen Leben zurück und leiden unter Aggressionen und Depressionen. Das letzte Symptom eines Burnouts ist die Verzweiflung, die bis hin zu Suizidgedanken führen kann. Etwa 13 Millionen Arbeitnehmer sind laut Gesundheitsexperten und Krankenkassen in Deutschland von einem Burnout betroffen. Lange Arbeitsausfälle sind keine Seltenheit. So führen die durchschnittlich 30,4 Krankheitstage, die laut Weltgesundheitsorganisation pro Jahr durch Burnout verursacht werden, zu Kosten von schätzungsweise 71 Milliarden Euro. Für Künstler bedeuten lange Krankheitsausfälle

allerdings keine Erholung, sondern zusätzlichen Druck. Der Burnout-Coach Wolfgang Huisbauer, der sich seit 25 Jahren mit der Thematik beschäftigt, sieht aus versicherungstechnischer Sicht gravierende Unterschiede zwischen Burnout bei Künstlern und in anderen Berufen. „Burnout als Angestellter ist von der Krankenkasse abgesichert“, sagt Huisbauer. „Als Freischaffender gefährdet es die Existenz, das ist viel gefährlicher.“ Seiner Erfahrung nach zeigen sich immer wieder die gleichen Muster, die zum Burnout führen. Um Klarheit über den Status des Künstlers zu erlangen, fragt Burnout-Coach Huisbauer gezielt in diese Richtungen und leitet aus den Ergebnissen operationale Ziele ab. Seine Methoden basieren auf getesteten Erkenntnissen der Neuropsychologie und Neuropsychologie, mit denen er Betroffenen rasch und nachhaltig wieder zu voller Leistungsfähigkeit helfen will. Die Künstlerin

KREATIVITÄT FÄHRT SICH NICHT PER KNOPFDROCK WIEDER HOCH

Vivienne Decker hat selbst noch keine Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Sie ist aber, wie auch Wolfgang Huisbauer, der Meinung, dass Burnout bei Schaffenden häufiger vorkommt, als man glaubt. Sie sagt: „Manchmal kann man es sich einfach nicht leisten, eine Auszeit zu nehmen und dem Stress zu entgehen. Wenn Aufträge warten und Abgabetermine fällig werden, zeigt niemand Verständnis, dass sich Kreativität nicht per Knopfdruck wieder hochfährt.“ Auch im Showbusiness sind lange Ausfälle undenkbar. Engagements sind meist rar, die Gagen niedrig und die Konkurrenz hoch. Vor allem junge Künstler versuchen daher, jedes Angebot wahrzunehmen, auch wenn die Arbeitszeiten und der Antriebsdruck zu Höchstleistungen sie enorm belasten. „Ich bin froh, dass sich mein künstlerischer Prozess hauptsächlich in meinen eigenen vier Wänden abspielt. Vor tausenden Zuschauern und im Blitzlichtgewitter zu funktionie-

ren, kann ich mir nicht vorstellen.“ Vivienne hat ihr Atelier als Oase der Ruhe eingerichtet, die Wände sind hell gestrichen, an den Wänden lehnen einige Bilder in warmen Farbtönen zum Trocknen. Ihr Atelier ist nicht nur ihr Arbeitsplatz, sondern auch ihr Rückzugsort. „So vermeide ich, dass mich Hektik und Unordnung ablenken und die Kreativität erdrücken.“ Bei Inspirationsblockaden versucht Vivienne, Abstand von ihrer Arbeit zu gewinnen. Daher nimmt sie vor allem gerne Aufträge an, bei denen sie genügend Zeit hat, um eine Idee zu entwickeln, sie wachsen zu lassen und ihre Werke zu überarbeiten. „Ich kann jedem, der seine Leidenschaft zum Beruf gemacht hat, nur raten, sie nicht zur Belastung werden zu lassen. Auch wenn es möglich scheint, viele Aufträge zur gleichen Zeit anzunehmen: Wer überlastet ist, arbeitet nicht mit der nötigen Qualität. Und die ist auf lange Sicht gesehen am wichtigsten.“



Sarah.Maurer@campus.lmu.de

Shit Happens

Sich entscheiden zu dürfen ist ein Privileg. Doch nicht jedem ist dieses Privileg gegönnt. Über Momente, die dir keine Wahl lassen.

Von Susanne Drechsler

Es ist ein kalter Freitagnachmittag am 28. Oktober 2016. Der Winter schreitet mit seinem grauen Nieselwetter voran, während das Wohnzimmer warm eingeheizt ist. Der Esstisch aus heller Eiche wird mit seinen acht schwarzen Lederstühlen von zwei schwachen Lampen in den Mittelpunkt gerückt. Die dunkelbraune, 30 Jahre alte Pendeluhr an der Wand gibt ihr Bestes, damit ihre fünf Zuhörer jede einzelne Sekunde verstreichen hören. Das Schweigen, das sich im Raum ausgebreitet hat und das sich wiederholende Ticken der Pendeluhr werden erneut von den Worten des Vaters unterbrochen: „Festgestellt wurde die Diagnose bei einer Darmspiegelung. Die musste ich vor ein paar Wochen unangenehmerweise hinter mich bringen, weil meine Bauchschmerzen einfach nicht weggingen. Da war dem Arzt relativ schnell klar, dass er einen Darmkrebs vor sich hat. Dass sich jetzt durch die Untersuchungen gezeigt hat, dass ich zusätzlich auch noch einen Gehirntumor habe...“ Er dreht sich nach links zu seiner 26-jährigen Tochter. „Ist eine schöne Scheiße, was?“

Laut World Health Organization (WHO) erkranken jedes Jahr weltweit schätzungsweise 14 Millionen Menschen neu an Krebs. „Allein in Deutschland werden jedes Jahr etwa 500.000 Menschen mit der Diagnose Krebs konfrontiert“, heißt es auf der Website der deutschen Krebsgesellschaft. So wie dem Vater geht es vielen Menschen in Deutschland, die Krebs und somit ihre persönlichen Grenzen überwinden müssen. „Verlasse deine Komfortzone!“ oder „Überwinde deinen inneren Schweinehund!“ sind nur zwei von vielen Sprüchen, die uns dazu motivieren sollen, unsere Wahl zu treffen und die Dinge endlich anzugehen. Doch was passiert, wenn du dieses Privileg der Möglichkeit zum Auswählen nicht mehr hast? Wenn du Grenzen überwinden musst und es keine andere Alternative dazu gibt?

Diese Antwort begleitet eine irrationale Angst: die Angst davor, dass du keine weitere Chance bekommst, dass du keinen weiteren Kampf mehr gewinnen kannst. Die Konsequenz, seine Grenzen nicht zu überwinden, würde nicht nur bedeuten, einen Marathon zu verlieren oder nicht alle wunderbaren Orte auf dieser Welt gesehen zu haben,

sondern den Tod. Es ist keine Wahl, die du treffen kannst, sondern eine Notwendigkeit. Und die untersagt dir jede Wahl.

Die deutsche Krebsgesellschaft erklärt den Angstzustand folgendermaßen: „Angst ist eine normale Reaktion auf die Diagnose Krebs. Krebs wird als existentielle Bedrohung erlebt und auf bedrohliche Situationen reagiert ein Mensch mit Angst“. Die verbundene Angst bedeutet auch, Gefühle zu zeigen und andere belasten zu müssen. Jeder scheint anders mit so einer Situation umgehen zu wollen.

... IST EINE SCHÖNE SCHEIßE, WAS?

Nicht selten kommt es vor, dass Betroffene ihre Gefühle, ja sogar die Diagnose für sich behalten. Alle Beratungsstellen empfehlen allerdings das Gleiche: offen mit der Diagnose und offen mit seinen Gefühlen umzugehen. Der Zusammenhalt und die Vertrautheit, die du erfährst, sind ein positiver Nebeneffekt. Denn der Krebs betrifft nicht nur den Krebs-erkrankten, er betrifft ebenso den Partner, den Sohn, die Tochter, die Schwester, den Bruder, die Eltern, die Freunde.

Für den Vater kam zuerst die Krankheit, dann kamen die Diagnose- und anschließend die Therapiemöglichkeiten: Er hat sich den schwierigen Anforderungen gestellt, er hat Informationen eingeholt, Operationen durchdacht, seine Ehefrau und Kinder informiert. Die erste neurologische Operation, in der seine Schädeldecke geöffnet und der Tumor vollständig entfernt wurde, ist geglückt. Die zweite Operation, in der ein Teil seines befallenen Dickdarmes entfernt werden sollte, wurde noch nicht durchgeführt. Neue Untersuchungen zeigen einen Verdacht auf Metastasen in Leber und Lunge. In diesen Tagen ist es ein langer und schwieriger Kampf gegen den Krebs. Die Chemotherapie und seine Angehörigen sind seine Waffen.

Zwei Tage nach der Entfernung seines Gehirntumors, sitzt er halb aufrecht, halb an die Wand gelehnt, auf seinem Krankenhaus-

bett. Das Einzelzimmer, krankenhaussteril, trotzdem mit modernen Möbeln in einem dunklen Blauton eingerichtet, strahlt Kühle und Einsamkeit aus. Orangen- und Multivitaminensaft sowie eine große Flasche Wasser stehen auf der kleinen Kommode direkt neben dem Bett. Der Vater wickelt zum wiederholten Mal seinen noch leicht mit Blut verschmierten Kopfverband ab. Er möchte gut aussehen, wenn ihn seine Kinder das erste Mal im Krankenhaus besuchen. Er möchte keine Krankenhausklamotten tragen, nicht im Bett liegen und keine Angst verbreiten. Er möchte für sich und seine Familie stark sein.

Also zieht er seinen roten Lieblingspyjama an, seinen flauschigen weißen Bademantel darüber und wartet auf die Hilfe seiner Frau, die ihm liebevoll aufhilft, um ihn aufrecht neben das Bett zu stellen. Auf Kommando des Vaters dürfen die Kinder ihren Vater das erste Mal seit der Operation sehen. Die schwere weiße Tür des Krankenzimmers geht auf, damit die Kinder eintreten können. Der Vater dreht sich daraufhin zum Fenster um, mit dem Rücken zur Tür. Er möchte die aufkommenden Tränen der aufgetauten Emotionen, die seit Monaten schwer in seinem Magen liegen, vermeiden.

Info

Der Begriff **Krebs** stammt ab von dem altgriechischen Wort Karkínos (καρκίνος): Es steht für das (Krebs-) Tier und die (Krebs-) Krankheit. Abgeleitet wurde es dadurch, dass die geschwollenen Adern eines äußerlichen Tumors in ihrer Erscheinung Krebsbeinen ähneln.



Susanne.Drechsler@campus.lmu.de



Gleitzeit: Flug ins Extreme



► Sebastian Kahn beim Kunstflug über den Alpen

Immer wieder den Kick spüren und sich lebendig fühlen. Was treibt einen Menschen dazu, immer weiter zu gehen? Der Risikosportler Sebastian Kahn gibt einen Einblick in die Welt des Extremsports.

Von Julia Paszkiewicz

Sich an einen Fallschirm zu binden und durch die Luft zu gleiten, klingt für normale Menschen schon sehr fantastisch. Doch es geht noch extremer: Sebastian Kahn ist Mitglied im österreichischen Kunstflug-Nationalteam und fliegt mit dem Gleitschirm Figuren, bei denen anderen schon vom Zuschauen das Herz in die Hose rutscht. Für ihn als Profi ist das Alltag. „Mein Lieblingstrick ist das Infinity Tumbling“, erzählt Sebastian. Bei dem Manöver wird der Schirm unter dem Piloten durchgeschleudert und bei jeder neuen Umdrehung Schwung geholt. Es entsteht der Eindruck einer nie endenden Bewegung.

Nicht ohne Grund begeistert ein Extremsport wie das Paragleiten. Wenn über atemberaubender Kulisse Loopings gedreht werden, sieht es nicht nur spektakulär aus, es fühlt sich auch so an, bestätigt Sebastian: „Ich glaube, jeder Mensch verspürt irgendwo den Drang zum Fliegen, da es einfach ein unglaubliches Gefühl von Freiheit ist. Es liegt in der Natur des Menschen immer weiter, höher und spektakulärer fliegen zu wollen.“ Dieses Phänomen, immer wieder die eigenen Grenzen überschreiten zu wollen, findet sich nicht nur im Paragleiten, sondern auch in allen anderen Risiko- und Extremsportarten. Der Begriff Extremsport steht im klassischen Sinne für extreme Belastungen über einen sehr langen Zeitraum, was beispielsweise auf einen Marathon oder einen Trailrun zu trifft.

Aber was heißt überhaupt extrem? Sucht man nach Antworten in der Wissenschaft, so findet man seitenweise Definitionsversuche, die sich letztlich darauf einigen, dass es keine allgemeingültige Definition gibt. Fest steht: Extrem ist ein sehr relativer sowie subjektiver Begriff. Auch für Sebastian Kahn. „Mittlerweile frage ich mich, was ist kein Extremsport?“, sagt er. „Klar, geht der Tischtennisspieler nicht so ein großes Risiko wie ein Basejumper ein. Aber wie es im Sport ist, hat jeder sein eigenes Limit, an dem er kratzt und dadurch seine eigene Messlatte ständig höher setzt. Daher denke ich, dass jeder, der fanatisch auf etwas trainiert, ein Extremsportler ist.“

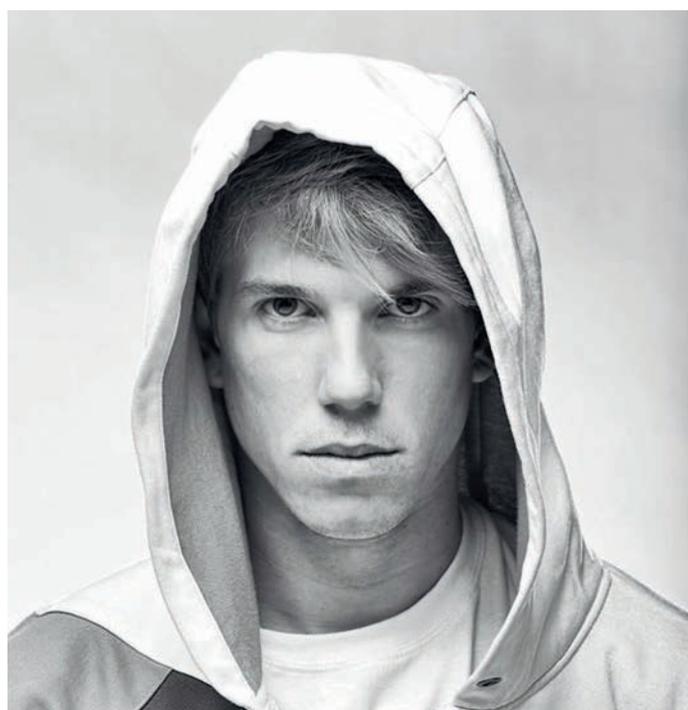
DIE EIGENEN LIMITS IMMER WEITER PUSHEN

Außerdem muss man von den Extremsportarten die Risikosportarten unterscheiden, bei denen bewusst das Wagnis eingegangen wird, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen. Doch beide Formen haben eine Gemeinsamkeit: Sie verlangen dem Sportler außerordentliche körperliche Belastungen ab. Egal ob man sich in der Tiefsee, auf dem Mount Everest oder in der Luft befindet – in jeder dieser Lagen wird der Körper extremen Naturgewalten ausgesetzt. So entscheiden nicht nur das Können, sondern auch die momentanen Umweltbedingungen über Erfolg oder Misserfolg. Warum setzen sich die Menschen bewusst und vor allem freiwillig diesen extremen Belastungen und Risiken aus?

Zum einen will der Sportler beweisen, dass er körperliche Anstrengungen in Form von Schmerzen, Strapazen und Entbehrungen ertragen kann. Er will beweisen, dass er sich selbst kontrollieren und gegen sich selbst ankämpfen kann. Gelingt ihm das, kann er sagen: „Ich habe es geschafft“. Und dann ist da dieses einzigartige Gefühl, wenn man es schafft. Stellen wir uns nur vor, über die Alpen zu gleiten oder in das rauschende Meer zu springen: Uns wird bewusst, wie unglaublich faszinierend die Natur ist. Welche Gewalten frei werden, wie klein wir doch sind. Bei diesem Gedanken wird uns schnell klar, dass extreme sportliche Erfahrungen nicht nur für den Körper, sondern auch für den Geist ein unglaubliches Erlebnis darstellen. Die außergewöhnlichen Emotionen machen den Reiz aus: Die Sportler wollen ein Wechselbad der Gefühle, den Flow spüren und den Kick erleben. Das Adrenalin hilft Sebastian, sich wieder besser zu konzentrieren, um dann wieder ein Stück weiterzukommen. Die eigenen „Limits werden immer weiter gepusht“, so nennt er es selbst. Dieses immer weiter „Pushen“, immer wieder an seine Grenzen zu gehen, das zeichnet den Extrem- und Risikosport aus. Gefährlich wird es allerdings, wenn der Kick zur Gewohnheit wird und den Sportler zu noch gefährlicheren, unkontrollierbaren Situationen drängt.

Dass Menschen ihre Grenzen überschreiten wollen, liegt aber nicht nur an ihrer Persönlichkeit. Auch in der Entwicklung unserer Gesellschaft gibt es Gründe. Denn in der heutigen Welt stehen andere Werte im Vordergrund als noch vor hundert Jahren: Wir leben im materiellen Wohlstand und können uns an einem hohen Lebensstandard erfreuen. Und das führt dazu, dass wir uns nicht nur in der Arbeit verwirklichen wollen, sondern auch in der Freizeit nach dem Besonderen, nach einzigartigen Erlebnissen suchen.

Der Reiz, den Freiheit, Nichtalltägliches und Außergewöhnliches auf uns haben, steigt. Wir wollen aus dem Trott ausbrechen, uns nicht mehr langweilen, uns lebendig fühlen. So geht es auch Sebastian: „Durch das punktgenaue Steuern des Gleitschirms und die Hilfe der Thermik, kann ich viele Meter über den Meeresspiegel aufdrehen wie ein Vogel“, schwärmt er. „Und das ganz ohne Motorengeräusche, nur mit Hilfe der Natur. Das löst enorme Gefühle der Freiheit in mir aus und ich vergesse schnell den normalen Alltag unten in der Stadt.“ Das trifft wohl ziemlich genau das Gefühl, das wir alle gerne nach



► „Enormes Gefühl von Freiheit“: der Kunstflieger Sebastian Kahn Fotos: Mario Webhofer

Info

Sebastian Kahn, 28, begann im Alter von elf Jahren mit dem Paragleiten. Da sein Onkel eine Flugschule in Westendorf besitzt, hatte er früh die Möglichkeit, durch einen Tandemflug die Freude am Fliegen zu entdecken.

Als er 16 Jahre alt war, revolutionierte sich der Gleitschirmsport: Es wurde nicht mehr nur in der Thermik (also im Aufwind) geflogen, um große Weiten zu erreichen, sondern die unterschiedlichsten Tricks erfunden, die heute die Basis des Kunstfluges sind.

Schon damals war ihm klar: Das ist genau das, was ich will. Zu seinen größten Erfolgen zählen mittlerweile der 1. Platz beim Nationenranking 2011 und der 1. Platz bei Acro Beejing.

einem anstrengenden Tag erleben möchten. Natürlich gehört eine Portion Mut dazu, sich in die Luft zu trauen. Selbst Profis kennen das noch, dieses mulmige Gefühl: „Mittlerweile fühle ich mich vor dem Start recht entspannt“, sagt Sebastian, „aber es gibt schon immer wieder Situationen, in denen ich dann doch ein kleines Kribbeln wie zu den Anfangszeiten am Übungshang spüre.“ Dieses Kribbeln und auch die Angst an sich gehören zum Extremsport dazu. Die Sportler lernen, damit umzugehen: Wenn man sich der Angst bewusst stellt und lernt, sie in gewissem Maße zu kontrollieren und eben nicht in Panik auszubrechen, fühlt sich das Kribbeln gut an.

Ähnlich ist es mit dem Risiko. Denn Sportler begeben sich nur scheinbar leichtsinnig in Gefahr. Tatsächlich kennt ein Profi das Risiko und kann es einschätzen: Sebastian weiß genau, wann er fliegen kann. Er sichtet die Wetterverhältnisse, kennt seine Ausrüstung und das Revier. Trotzdem betont er wie wichtig es sei, die Situation niemals zu unterschätzen. Es bleibt ein Restrisiko, das weiß Sebastian: „Beim Gleitschirmfliegen kann sehr viel schiefgehen. Die Sportler überschätzen sich oft selbst, unterschätzen die Natur oder sind ganz einfach mit der Situation überfordert.“ Die Risikobereitschaft, sich zu verletzen, existiere ebenso wie in jedem anderen Sport. Bloß: Beim Fliegen sind die Folgen eines unkontrollierten Absturzes meistens gravierend. Schwere Unfälle sind nicht ausgeschlossen und werden oftmals mit dem Leben bezahlt. „Ich selbst habe über die letzten 18 Jahre recht viele Freunde verloren“, erzählt Sebastian. „Ich habe aber merkwürdigerweise trotzdem nie ans Aufhören gedacht. Und selbst habe ich auch schon einige Verletzungen davongetragen und richtig Glück gehabt.“ Wie geht seine Familie mit diesem Risiko um? Sebastians Eltern haben über die Jahre gesehen, mit welcher Professionalität er diesen Sport betreibt und sind zu dem Schluss gekommen, dass er nicht komplett „wahnsinnig“ ist. Im Falle eines Absturzes gäbe es ja auch immer noch den Reserveschirm.

Auch wenn Sebastian Kahn beim Fliegen selbst schon in vielen schwierigen Situationen war, zweifelt er keine Sekunde daran, dass dieser Sport seine Leidenschaft ist. Das Risiko ist hoch und was genau ihn antreibt, ist sehr schwer in Worte zu fassen. „Für so ein schönes Gefühl“, sagt er, „nimmt ein Mensch eben einiges in Kauf.“



Julia.Paszkiewicz@campus.lmu.de



► Im September waren rund 130 Nachwuchswissenschaftlerinnen und Wissenschaftler am IfKW zu Gast: Das Institut war Ausrichter des 3. Nachwuchs-tages der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Der Nachwuchstag soll Masterstudierende, Promovierende und Post Docs auf eine Karriere in der Wissenschaft vorbereiten.
Foto: Sarah Pache

IfKW News

Ein großes Institut wie das IfKW ist ständig in Bewegung: Neue Crew-Mitglieder kommen an Bord, manche kehren nach einer Pause zurück und wieder andere zieht es zu neuen Ufern. Die Forschungsstärke hat nicht nachgelassen und die internationale Sichtbarkeit nimmt weiter zu. Viele gute Nachrichten, aber auch eine traurige.

Neu am IfKW

Drei Absolventinnen und Absolventen des Instituts konnte das IfKW in den Reihen des Mitarbeiterteams zum Wintersemester begrüßen: *Carolin Köppel* (Master Internationale PR) verstärkte das Team von Hans-Bernd Brosius in Vertretung für Veronika Karnowski, die im Wintersemester 2016/17 eine Professur an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg vertritt. *Johanna Keppeler* (Master Kommunikationswissenschaft) arbeitet seit November 2016 in einem durch die Exzellenzinitiative der LMU geförderten Anschubprojekt, das Anne Bartsch, Romy Fröhlich, Thomas Hanitzsch, Christoph Neuberger und Carsten Reine mann gemeinsam eingeworben haben. Ziel des Anschubprojekts ist es, einen Projektantrag zu schreiben, der bei einer forschungs-fördernden Organisation eingereicht werden kann. In dem Projekt, das derzeit konzipiert wird, soll es um das Thema Wissenserwerb und Wissensüberprüfung gehen – ein wichtiges Unterfangen in „postfaktischen“ Zeiten. Nach langem Ringen ist es nun auch für den dritten Absolventen geschafft: *Kerem Schamberger* (Master Kommunikationswissenschaft) konnte zum Januar 2017 endlich seine Doktorandenstelle am Lehrbereich von Michael Meyen antreten. Schamberger

sollte eigentlich bereits zum Oktober 2016 eingestellt werden, doch aufgrund von Mitgliedschaften in Organisationen, die vom bayerischen Verfassungsschutz beobachtet werden, wurde seitens der LMU zunächst eine Stellungnahme vom Verfassungsschutz eingeholt. Der Prüfvorgang nahm einige Zeit in Anspruch und wurde von regelmäßiger Medienberichterstattung begleitet – bis die LMU Ende 2016 schließlich ihr Einverständnis zur Anstellung gab. Weiterhin sind auch zwei Sekretariate neu besetzt: *Birgit Leshel* leitet seit Oktober 2016 das Sekretariat von Romy Fröhlich und Wolfram Peiser in der Nachfolge von *Claudia Hahn*. Neuen Aufgaben widmet sich auch *Doris Walter* (Zentrale sekretariat), die das IfKW zum Dezember verlassen hat. Zum Januar 2017 trat *Monika Rudnitzki* ihre Nachfolge an. Das Zentrale sekretariat ist nun täglich von 9 bis 11 Uhr für Publikumsverkehr geöffnet. Ein Wiedersehen gibt es auch mit *Katja Friedrich*, die nach einjähriger Elternzeit zum Sommersemester 2017 wieder ans IfKW zurückkehrt.

Weitere Abschiede

Senta Pfaff-Rüdiger hat zum Sommer 2016 das Institut in Richtung Selbstständigkeit verlassen. Sie wird künftig den Theorie-Praxis-Transfer durch Medienkompetenz-

Workshops für Kinder und Eltern stärken. *Anne Bartsch* hat den Ruf auf eine Professur an der Universität Leipzig angenommen. Im Sommersemester wird ihre Stelle daher von *Diana Rieger* vertreten. Rieger ist derzeit Post Doc an der Uni Mannheim und arbeitet vor allem zu Propaganda und zum Zusammenhang zwischen Mediennutzung und Wohlbefinden. Da Anne Bartsch in Leipzig eine gute Ausstattung mit Mitarbeiterstellen erwartet, werden mit *Andrea Kloß*, *Freya Sukalla* und *Felix Frey* einige bekannte Gesichter mit ihr gehen. Vorerst weg ist auch *Sanja Kapidzic* – die Mitarbeiterin von Christoph Neuberger geht in den nächsten Monaten ganz neuen Aufgaben nach: Sie befindet sich seit Ende 2016 in Elternzeit. Mit dem Ende der Laufzeit des von der EU geförderten Großprojekts „INFOCORE“ (das Akronym steht für „[In-]forming conflict prevention, response and resolution“) machten sich zum Jahreswechsel außerdem auch *Katya Stolpovskaya* und *Christin Döring-Mazraani* zu neuen Ufern auf. Stolpovskaya wird künftig für ein Münchner Startup tätig sein, Döring-Mazraani bleibt dem Wissenschaftsmanagement treu und managed nun das Großprojekt „Human Brain“ an der TU München. INFOCORE beleuchtete die Rolle der Medien in gewaltsamen Konflikten.

All diese Abschiede geschahen aus den schönsten Gründen – weil die Karriereleiter wieder eine Stufe weiter nach oben geht, weil ein Projekt erfolgreich zu Ende gebracht wurde oder ein anderes im Privaten neu beginnt. Leider spielt das Leben manchmal aber auch schmerzlich mit. Im November 2016 kam die Nachricht vom plötzlichen Tod *Wolfgang Eichhorns* – er wurde nur 55 Jahre alt. Über mehr als ein Vierteljahrhundert hat Eichhorn das Institut in verschiedenen Positionen entscheidend gestützt, zuletzt vor allem als IT-Beauftragter. Das Institut schreibt in einer Trauernachricht auf seiner Webseite: „Wir werden die Lücke nicht füllen können, die er hinterlässt.“ Wolfgang Eichhorn war ein besonderer, ein scharfsinniger und humorvoller Mensch und Kollege.

Projekte und Preise

Gemeinsam mit dem Bayerischen Rundfunk und dem „Munich Center for Technology in Society“ (TU München) arbeiten *Hans-Bernd Brosius* und *Julian Unkel* an „Mediatheken der Zukunft“. In dem Projekt geht es darum Methoden und Strategien zu entwickeln, wie Nutzern relevante Inhalte nahegelegt werden können (z. B. durch Personalisierung und kontext- bzw. nutzungsspezifische Empfehlungen). Gefördert wird das Projekt vom „Munich Center for Internet Research“ (MCIR), das im Dezember 2015 als neues Forschungszentrum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seine Arbeit aufgenommen hat. Das MCIR will den mit dem Internet und der Digitalisierung verbundenen gesellschaftlichen Wandel wissenschaftlich untersuchen und eine Orientierung für seine erfolgreiche Gestaltung liefern. Mit ihrem Projektantrag zum Thema „Verdeckter Extremismus – offener Hass“ konnten sich *Carsten Reinemann*, *Nayla Fawzi*, *Claudia Riesmeyer*, *Angela Nie-*

nerza und *Katharina Neumann* bei einer Ausschreibung der Landesanstalt für Medien NRW (LfM) durchsetzen. Das Projekt startete zum vergangenen Sommersemester und widmet sich der Frage, wo und in welcher Form Jugendliche und Heranwachsende mit religiösem oder politischem Extremismus konfrontiert werden, ob sie ihn erkennen und welche Folgen dies hat. Das Projekt finanziert eine Stelle, die mit *Angela Nienierza* besetzt ist.

Neben dem Team an Professorinnen und Professoren des IfKW (siehe oben) konnte auch *Nayla Fawzi* erfolgreich Mittel aus der LMU-Exzellenzinitiative, und zwar aus dem Topf des sogenannten „Nachwuchsförderfonds“, einwerben. Auch diese Förderung ist eine Anschubfinanzierung zur Erarbeitung eines Projektantrags. Ihre Stelle wird im Rahmen der Förderung zwei Semester lang von Lehraufgaben befreit, ihr Lehrdeputat von *Philip Baugut* vertreten. Der hatte zuletzt mehrfach Grund zur Freude: Die von ihm im Oktober 2016 organisierte Summer School der Sozialwissenschaftlichen Fakultät zum Thema Populismus lief so gut, dass eine im Programm integrierte Podiumsdiskussion mit Oskar Lafontaine (Die Linke), Peter Gauweiler (CSU) und Carsten Reinemann zu „Populismus als Vorwurf?“ so großen Zulauf hatte, dass Zuspätkommer wegen Überfüllung des Audimax an den Türen abgewiesen werden mussten. Darüber hinaus wurde Baugut von der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität München mit einem Förderpreis für eine hervorragende Dissertation ausgezeichnet. In seiner Arbeit geht es um die Interaktionen zwischen Lokaljournalisten und -politikern. Das Gewicht des Preises bekommt eine Dimension, wenn man berücksichtigt, dass an der LMU jährlich insgesamt über 1.400 Promotionen abgeschlossen werden.

Sogar eine ganze Reihe von Preisen konnte

Katharina Neumann für ihre Masterarbeit (und darauf beruhende Publikationen) zum Thema „Reziproke Effekte der Medienberichterstattung auf Rechtsextreme“ gewinnen. Neumann wurde mit dem Gert-Sommer-Preis für Friedenspsychologie 2016 ausgezeichnet, der durch das Forum Friedenspsychologie vergeben wird, und errang den zweiten Platz beim „Medius 2016“ – ein Preis, der von der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF), der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK), der Medienanstalt Berlin-Brandenburg (mabb) und dem Deutschen Kinderhilfswerk (DKHW) vergeben wird. Auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Leipzig wurde ihr außerdem der Zeitschriftenpreis 2015 verliehen, mit dem die besten Aufsätze in den deutschen Fachzeitschriften (erschieden in „Publizistik“, „Medien & Kommunikationswissenschaft“ oder „SCM“) geehrt werden. Ihr Aufsatz war im 62. Jahrgang von „Medien & Kommunikationswissenschaft“ erschienen.

Eine bedeutende Auszeichnung durfte auch *Christoph Neuberger* entgegen nehmen. Im Dezember wurde er mit dem Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling-Preis geehrt. Der Schelling-Preis wird von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an Spitzenforscher für herausragende Leistungen oder ihr Lebenswerk verliehen. Neuberger erhielt ihn für seine Forschungsleistungen zum Themenkomplex „Gesellschaftlicher Wandel im Zuge sich verändernder Kommunikationsmedien“. Der Preis ist mit 25.000 Euro dotiert und wird seit 2006 alle zwei Jahre abwechselnd zwischen Geistes- und Naturwissenschaften vergeben.

Weitere Neuigkeiten

Benjamin Krämer wird im Sommersemester 2017 Junior Researcher in Residence am Center for Advanced Studies (CAS) der LMU. Er wird daher im kommenden Sommersemester keine Lehrveranstaltungen anbieten und überwiegend am CAS beheimatet sein, um dort das aktuelle Thema „Rechtspopulismus und Medien“ weiter wissenschaftlich zu bearbeiten.

Thomas Zerback wurde im Wintersemester 2016/17 die Lehrbefähigung für das Fach Kommunikationswissenschaft erteilt (die sogenannte „Venia Legendi“). Damit kann Zerback nun auch Bachelor- und Masterarbeiten annehmen und begutachten. Die Venia erhält man nach erfolgreichem Abschluss des Habilitationsprojekts. Zerback hat sich in seinem Projekt mit den „Ursachen und Folgen der Meinungsklimawahrnehmung“ auseinandergesetzt.

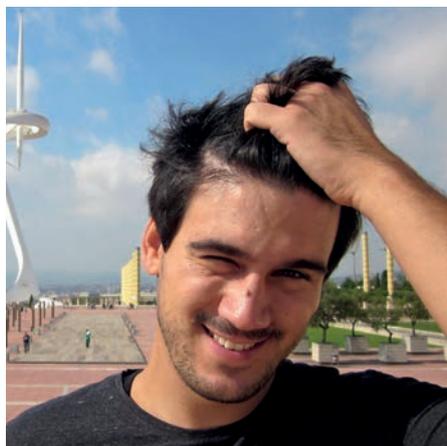
Eine Habilitation setzt zunächst einmal die



► Volles Haus: Weil die Podiumsdiskussion zu „Populismus“ mit Oskar Lafontaine, Peter Gauweiler und Carsten Reinemann so gut besucht war, mussten Zuspätkommer an den Türen des Audimax abgewiesen werden. Foto: Philip Baugut



► Johanna Keppeler (wissenschaftliche Mitarbeiterin)



► Kerem Schamberger (wissenschaftlicher Mitarbeiter)



► Carolin Köppel (wissenschaftliche Mitarbeiterin)

Promotion voraus. Wer sich für eine Promotion in einem der sozialwissenschaftlichen Hauptfächer an der LMU interessiert, für den ist eine relevante Meldung, dass die Sozialwissenschaftliche Fakultät sich im letzten Jahr eine neue Promotionsordnung gegeben hat, die seit April 2016 in Kraft ist. Durch die Promotionsordnung werden die bis dahin verliehenen Grade Dr. phil. und Dr. rer. pol. abgelöst durch den Dr. rer. soc. („doktor rerum socialium“: Doktor der Sozialwissenschaft). Eine wichtige Neuerung dabei ist, dass Doktorandinnen und Doktoranden Betreuungsvereinbarungen schließen, und zwar mit jeweils zwei Betreuenden.

Auch die Akkreditierung der Studiengänge am Institut konnte im vergangenen Jahr zu einem erfolgreichen Ende gebracht werden. Nachdem bereits im Februar 2016 die Gutachtergruppe zu Gast in der Oettingenstraße war, Personal und Studierende zu Studiengängen, -organisation und Infrastruktur befragt hatte, kamen im Winter der Abschlussbericht der Akkreditierungsagentur und die Akkreditierungsurkunden per Post. Die neuen Studiengänge Bachelor Kommunikationswissenschaft und Master Internationale Public Relations wurden ohne Auflagen für fünf Jahre akkreditiert. Dieser Zeitraum ist üblich, anschließend müssen Studiengänge reakkreditiert werden. Für den Master Kommunikationswissenschaft und den Master Journalismus gibt es kleinere Auflagen, die in den Prüfungsordnungen berücksichtigt werden müssen und innerhalb eines halben Jahres in diese zu übersetzen sind. Beim Master Kommunikationswissenschaft betrifft das die explizite Aufnahme der sog. „Lissabon Konvention“ in die Prüfungsordnung. Bei der Konvention geht es um die Anerkennung von Studienleistungen und -abschlüssen aus dem Ausland. Da das Alltagsgeschäft in Hinblick auf die Anerkennungen ohnehin schon immer unter Berücksichtigung dieser Konvention vollzogen wird, geht es hier nur um einen rein formalen Akt. Beim Master Journalismus müssen die ECTS-Punkte für die an der Uni

und der DJS erbrachten Leistungen vereinzelt neu justiert werden. Da die Prüfungsordnungen dieser beiden Master älteren Datums und die Anpassungen entsprechend zeitgemäß sind, ist dieses Ergebnis aus Sicht des Instituts ein voller Erfolg.

Internationales

Dass das IfKW auch in der Champions League der internationalen Kommunikationswissenschaft gut mithalten kann, beweist jährlich der Auftritt des Instituts auf der Jahrestagung der International Communication Association, die 2016 in Fukuoka (Japan) stattfand. Insgesamt waren 52 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit 56 Vorträgen auf der Haupt- sowie auf Pre- und Post-Konferenzen vertreten. Top-Paper-Awards konnten Thomas Hanitzsch (Journalism Studies Division) und Freya Sukalla (Mass Communication Division) abräumen. Philip Baugut, Nayla Fawzi und Carsten Reinemann wurden in Fukuoka mit dem Top Paper Award der ICA-affilierten Zeitschrift SCM ausgezeichnet.

Aktuell verfügt das Institut über ein diverses Portfolio an 25 Partnerschaften mit Universitäten weltweit. Neu dazugekommen sind im Laufe des letzten Jahres die City University Hongkong und die Fudan-Universität in Shanghai. Angebahnt werden darüber hinaus Partnerschaften mit Universitäten in Großbritannien, China, Israel, Russland und Südafrika. Davon profitieren Studierende, die ein bis zwei Semester im Ausland verbringen möchten. Im akademischen Jahr 2016/17 befanden sich insgesamt 41 Studierende des Instituts an Partneruniversitäten im Ausland und 64 internationale Studierende waren hier am IfKW zu Gast. Darüber hinaus kam eine Bandbreite hochkarätiger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler am Institut vorbei, um zu unterrichten, zu forschen oder bestehende Netzwerke zu vertiefen. Um nur einige zu nennen: Steven Youngblood (Park University Missouri), Mary Beth Oliver (Pennsylvania State University),



► Birgit Leshel (Sekretariat Prof. Fröhlich & Prof. Peiser)



► Monika Rudnitzki (Zentralsekretariat) Fotos (5): privat

Catalina Toma (University of Wisconsin-Madison), Scott Wright (University of Melbourne), Olivier Standaert (Université catholique de Louvain), Weiyu Zhang (National University of Singapore), Penny O'Donnell (University of Sydney), Chris Hodgkinson (University of Queensland) und Barbie Zelizer von der Annenberg School of Communication (University of Pennsylvania).



nina.springer@ifkw.lmu.de



LIVING NATURE®

100% Natural. Uniquely New Zealand.



Living Nature Lipstick Wild Fire
100% natürlich, essbar und COSMOS zertifiziert,
frei von Schwermetallen und Karmin



my life isn't
perfect but
my lipstick is! ♥

Erhältlich im beauty & nature, in den Müller Naturshop Filialen und unter www.living-nature.de



Eine Spirale der Illusion

Fotos hochladen, Daten veröffentlichen und allen zeigen, was einem wichtig ist: Die Generation der „Digital Natives“ teilt im Internet sehr viel. Dazu braucht es Spielregeln.

Von Anna-Theresa Mayer

Eine klassische Situation im Restaurant: Man möchte essen, doch der Partner fotografiert mit einem fast professionellen Enthusiasmus sein Essen und postet es nach einer kurzen Bearbeitung auf Instagram, Snapchat und Facebook. Dazu wird der Standort angegeben, um die Restaurantauswahl Freunden, Verwandten oder Freundesfreunden mitzuteilen. **#statussymbol**

Posted? Check.

To Do? Erfolgskontrolle.

Das geteilte Foto wird nun alle paar Minuten permanent zwanghaft kontrolliert: Wie viele Likes? Wer hat es schon gesehen? So oder so ähnlich findet es immer wieder statt und ist zum ikonischen Lebensstil meiner Generation geworden:

Die Digital Naives, also die etwa 20- bis 30-Jährigen, veröffentlichen ihr gesamtes Leben im Internet und interessieren sich wahnsinnig für die Reaktionen und die Anzahl der Zuschauer. Der wirkliche Inhalt und wie privat oder vertraulich die Information eigentlich ist, gerät dabei oft in den Hintergrund. **#noprivacy**

Das kann gefährlich sein. Eine Folge, die uns allen nicht fremd ist, ist der Identitätsdiebstahl. Im allgemeinen Sinn wird er als der unberechtigte Zugang zu Identifikations- und Authentifizierungsdaten wie Bank- und Kreditkarteninformationen oder E-Mail-Adressen verstanden. Wie kann man dem vorbeugen? Zu den Gegenmaßnahmen gehören gute Passwörter und regelmäßiges Überprüfen von Kontoauszügen. Das Problem: Es ist heutzutage kaum mehr möglich, ohne Internet, E-Mail-Adresse oder Online-Banking auszukommen – man braucht sie meistens unbedingt für die Arbeit und für viele Aufgaben im täglichen Leben.

Dabei müssen wir unterscheiden können, welche Daten von unserer Gesellschaft erwartet werden, welche Informationen also unausweichlich veröffentlicht werden müssen und mit welchen wir freiwillig und unbedacht auf Social-Media-Kanälen spammen. Ein gutes Beispiel für unnötige Informationen, die zwanglos online gestellt worden sind und zu Konsequenzen geführt haben, ist das #myfirstpaycheck-Phänomen in 2014. Vorwiegend Jugendliche aus Amerika haben damals mit ihrem ersten Lohnscheck ein Selfie gemacht und dieses anschließend auf verschiedenen Kanälen mit dem Hashtag #myfirstpaycheck hochgeladen, was dann angefangen hat zu trenden. Der Haken dabei: Ihre Bankdaten sind glasklar für jeden ersichtlich. Natürlich sind diese sehr vertraulichen

Daten missbraucht worden. Dabei ist ein Schaden von mehr als zwei Millionen US-Dollar entstanden.

Die Jugendlichen haben diese Daten nicht hochgeladen, weil sie es mussten, sondern sie haben es freiwillig gemacht, ohne an die Konsequenzen zu denken. Leider wird diese Naivität im Internet schneller bestraft als im Offline-Leben. **#nomercy**



Auch Menschen, die Fotos bestimmter Personen für eigene Zwecke verwenden oder Profile fälschen, nutzen die von uns angebotenen Inhalte aus. Dabei muss jedem klar sein, dass die sehr privaten Details, wie etwa Lieblingsorte, Essverhalten, sportliche Tätigkeiten, Hobbies und vieles mehr nicht unbedingt ausgiebig auf Social Media gepostet werden müssen. Denn gefälschte Profile werden heute nicht wegen der vielen Fotos als echt eingestuft, sondern vor allem deswegen, weil sie Standortangaben, das Verhalten der jeweiligen Person und sogar den Sprachstil übernehmen und dadurch glaubwürdig erscheinen.

Überhaupt: das Problem mit der Glaubwürdigkeit. In unserer Generation ist es zum Zwang geworden, unseren Freunden ein makellostes Online-Profil vorzugaukeln. Zu oft scheint die Abbildung des eigenen Lebens im Netz eine wichtigere Rolle einzunehmen als die Wirklichkeit. Manche Menschen können das Online-Leben nicht mehr von der Realität abgrenzen. Möglichkeiten, wie zum Beispiel über Fotos oder Videos berühmt zu werden und damit auch Geld zu verdienen, werden als Anhaltspunkt für die eigene Darstellung und Auswahl von Inhalten im Internet genommen. Das führt dazu, dass viele Social-Media-Accounts austauschbar werden, da sie die gleichen Inhalte wie Fitness und Essen in einem sehr standardisierten Stil darstellen, siehe Instagramfilter. Diese Inhalte werden wiederrum verbreitet und schließlich für das eigene Profil angewendet und verschönert – eine Spirale der Illusion.

HEUTE SCHON GELIKED?

Das fällt besonders auf, wenn jemand die Fassade aufbricht: 2015 offenbart Essena O'Neill beispielsweise ihren mehr als 500.000 Followern auf Instagram den wahren Hintergrund ihrer schönen Lifestyle Fotos: Die perfekten Darstellungen sind hauptsächlich Werbeaufträge gewesen und entsprechen nicht ihrem echten Leben, wie so viele geglaubt haben. Sogar YouTuber artikulieren immer wieder in ihren Video-Blogs, dass die Videos nur einen Teil ihres Lebens zeigen und sie abseits der Kamera auch gewöhnliche Probleme haben, die im Web nicht zu sehen sind.

Diese Diskrepanz zwischen dem Online-Profil und der Realität wird eindeutig zum Thema, wenn die dargestellten Inhalte nicht als Beobachter und Vermittler mit einem gesunden Maß Skepsis betrachtet werden. Immaterielle Werte wie Likes, Kommentare und Freunde bekommen deutlich zu viel Aufmerksamkeit, dadurch nimmt man die Realität anders wahr.

#einszunullfürsNetz

Insgesamt wird es immer offensichtlicher, dass das Offline-Leben an Bedeutung verliert, wenn man ständig mit sehr persönlichen Daten vieler Menschen bombardiert wird. Urlaubsgeschichten, wie das lustige Erlebnis in Griechenland, sind nur noch halb so interessant, wenn fünf von sechs Freunden es schon fast in Echtzeit über Snapchat oder Facebook miterleben durften. Fragen über den Beziehungsstatus, das Studium oder das Berufsleben sind normalerweise auch auf Social-Media-Kanäle abzulesen und up-to-date gehalten. Auch ohne eine Person zu treffen, bleibt man informiert und bekommt das Gefühl, alles miterlebt zu haben. Im Extremfall verfolgt man unfreiwillig auch die etwas unangenehmen Erlebnisse von Freunden, die unerklärlicherweise gepostet werden. Wenn man sich mit den Freunden tatsächlich trifft, würde man meistens nicht einmal darüber sprechen, weil es im Nachhinein uninteressant, bedeutungslos oder schlicht peinlich erscheint. **#fremdschämen**

Daher überlegt euch, in welchem Umfang ihr euer Leben auf Social-Media-Kanälen gestaltet! Außerdem sollten wir berücksichtigen, dass wir Vorbilder für jüngere Generationen sind. Trotz der Altersbegrenzung, wie es sie etwa auf Facebook gibt, kommen viele junge und teils naive Menschen mit unseren Accounts oder Posts in Kontakt und nehmen sich oft an unserem Verhalten ein Beispiel. Dieser Lifestyle des permanenten Mitteilens ist ein fester Bestandteil unseres Lebens geworden. Deshalb schadet es nicht, seinen Online-Auftritt nüchtern und kritisch zu überdenken, falls nötig, zu überarbeiten und eigene Richtlinien zu erstellen. **#justsaying**



A.Mayer@campus.lmu.de

Foto: shutterstock

Wenn Bildung und Glaube sich kreuzen

Noch immer hängen in Bayern gesetzlich verordnet katholische Kreuze in den Klassenzimmern. Aber warum? Eine kritische Suche nach Antworten und Erklärungen.

Von Florian Kistler

Berge. Biergarten. Tracht. Das ist bayerische Kultur. Das ist so und soll auch in Zukunft so bleiben. Mit diesem Selbstverständnis könnte die Liste über das, was „typisch bayerisch“ ist, noch um viele weitere Punkte ergänzt werden. Gerade in Altbayern zum Beispiel um den katholischen Glauben und sein Kreuz. Darüber wird jedoch bereits seit einigen Jahrzehnten kontrovers diskutiert.

Als Gipfelkreuze in den bayerischen Alpen umgesägt wurden, führte das zu einer hitzigen Debatte über die Notwendigkeit von religiösen Symbolen, aber auch über die bayerische Kultur und darüber, inwiefern das kirchliche Kreuz zu dieser gehört.

Noch intensiver wird die Debatte, wenn dabei das enge Verhältnis zwischen Schulen und der Kirche in Bayern genauer betrachtet wird. Letztlich stellt sich dabei immer die Frage, wie neutral der Staat und somit auch die Schule als staatliche Einrichtung gegenüber Religionen sein sollten und wie konsequent eine Grenze zwischen diesen beiden Institutionen gezogen wird.

Der Blick in das bayerische Schulgesetz lässt erahnen, dass diese Grenze im Freistaat Bayern bewusst etwas durchlässiger gestaltet ist. So heißt es dort unter anderem: „Angesichts der geschichtlichen und kulturellen Prägung Bayerns wird in jedem Klassenraum ein Kreuz angebracht“. Relativiert wird dieser Abschnitt im späteren Verlauf: Das Gesetz sieht vor, dass auf Verlangen der Eltern bei ernsthaften und einsehbaren Gründen eine gütliche Einigung durch den Schulleiter oder die Schulleiterin gefunden wird.

Trotz dieser Relativierung bleibt jedoch das Gefühl, als würde der Freistaat Bayern zwanghaft versuchen, den katholischen Glauben fest im schulischen Leben zu verankern. Für Michael Wladarsch, Vorsitzender des Bundes für Geistesfreiheit (bfg) in München, ist das nicht nachvollziehbar. Er argumentiert hierbei mit der immer größer werdenden Zahl an konfessionslosen Bürgern: „Es gibt zwar eine Mehrheit von Christen, circa noch 60 Prozent,

jedoch merkt man, dass sich hier die Gesellschaft verändert. Die automatisch zugeteilte Wichtigkeit und Wertigkeit von Religionen gibt es nicht mehr. Viele Leute fragen sich, da diese Mehrheit nicht mehr da ist, warum Religionen noch solche Privilegien genießen, also warum sie in den Erziehungsanstalten der jungen deutschen Bürger Werbeplätze erhalten, um ihre Weltanschauung kostenfrei in die Köpfe hineinzubekommen zu dürfen.“

Vor allem wenn man über die bayerische Grenze hinaussieht und in dieser Diskussion ganz Deutschland betrachtet, fällt auf, dass sich unter den Bundesländern einzig in Bayern ein derartiger Vermerk im Schulgesetz finden lässt. Laut dem Münchner Stadtpfarrer der Pfarrgemeinde St. Maximilian, Rainer Maria Schießler, hat dies vor allem mit den regional-religiösen Unterschieden in Deutschland zu tun: „Die Diskussion findet vor allem in Bayern statt, da es quasi eine Nord-Süd-Trennung gibt. Die evangelische Konfession im Norden ist eine Bibelkonfession, eine Buchkonfession. Dabei geht es um das Wort. Bei uns katholischen Christen sind mehr die Gesten und Symbole im Vordergrund.“

Diese Darstellung scheint die Emotionalität, mit welcher in Bayern Diskussionen geführt werden, zu erklären. So wundert es nicht, dass es bereits einige Klagen zu diesem Thema gab. Die wohl bedeutendste Rechtssprechung in Deutschland wurde 1995 als sogenanntes „Kruzifix-Urteil“ verkündet. Dabei erklärte das Bundesverfassungsgericht die damalige Volksschulordnung in Bayern für verfassungswidrig. Der Grund dafür: Sie sah ein Kreuz in jedem Klassenzimmer vor. Das Gericht argumentierte, dass das Kreuz kein kulturelles, sondern ein Symbol einer bestimmten Religion sei. Auch entschied das Gericht, dass Artikel 4 des Grundgesetzes, also die Religionsfreiheit, nicht gewährleistet sei, da der einzelne Schüler durch seine Schulpflicht nicht das Recht ausüben könne, sich dem Glauben, wenn gewollt, zu entziehen.

Die Folge waren schockierte Kirchenvertreter, schimpfende konservative Politiker und 30.000 empörte Bürger bei einer groß angelegten Demonstration auf dem Münchner Odeonsplatz. Als Reaktion schrieb die damalige bayerische Regierung den eingangs erwähnten Absatz in das Schulgesetz und ernannte das Kreuz darin offiziell zum kulturellen Symbol.

Doch inwiefern das christliche Symbol einen Teil von Tradition und Kultur darstellt, ist umstritten. Schulkreuz-Gegner Wladarsch sieht durchaus eine Verbundenheit mit diesen beiden, hinterfragt aber die heutige symbolische Bedeutung des Kreuzes: „Steht es für die sogenannte abendländliche christliche Tradition oder dafür, dass man weiter seine Kirchensteuer bezahlen und das ganze bloß nicht hinterfragen soll? Als Mitglied des Bundes für Geistesfreiheit würde ich behaupten, dass es kein moralisches oder ethisches, sondern dass das Kreuz ein politisches Zeichen ist. Es zementiert dabei nicht den guten Menschen, sondern die Macht der Religionen.“

Dass ein Kreuz im Klassenzimmer speziell einen Einfluss auf den einzelnen Schüler hat, bezweifelt Wladarsch. Die Frage bei der ganzen Diskussion sei viel mehr, wer bestimm-

men würde, wer richtig liegt und wer falsch: „Ein Beispiel wäre“, sagt Wladarsch, „wenn jemand in München geboren wird und man müsste nun entscheiden, ob er Bayern-Fan oder Sechzger-Fan wird, also ob man ihn in rot oder in blau einkleidet und sozialisiert. Dabei gibt man ihm schon von Anfang an eine gewisse Polung mit. Die Frage ist dabei, ob das in Ordnung ist oder ob nicht das Kind später selber entscheiden sollte, welchen Verein es gut findet. Es muss also eine freiwillige Entscheidung sein. Es hat ja keiner etwas dagegen, wenn jemand im Glauben und der Religion seine Hoffnung und sein Glück findet. Es ist nur ein Problem, wenn jemand bevorzugt oder als der Richtige dargestellt wird und der andere als der Falsche.“

Ohne Kritik kommt auch der Stadtpfarrer Rainer Maria Schießler nicht aus. Trotz seines Glaubens kritisiert er in diesem Zusammenhang die Kirche, welche selbst Fehler gemacht habe und noch immer mache. Laut Schießler wäre vor allem gegenseitige Rücksichtnahme wünschenswert: „Man muss auch einen Kompromiss suchen“, sagt er. „Es gibt öffentliche Räume, wo ich sage: ‚Nein das Kreuz muss da nicht sein.‘ Es muss auch nicht in jedem Unterricht hängen, aber im Religionsunterricht würde ich es schon aufhängen. Jedoch muss ich

nicht jeden damit konfrontieren, das ist völlig klar.“ Schießler findet, dass das Kreuz neben einer religiösen und humanistisch-politischen durchaus auch eine kulturelle Funktion erfüllt. Wenn es aus zwingenden Gründen eine Gruppe gibt, die davon nicht angesprochen werden muss, dann müsse man auch kein Kreuz aufhängen: „Auch wenn ich beispielsweise in einem Krankenhaus bin und der Patient will, dass man das Kreuz abhängt, dann muss ich nicht meine Ideologie durchsetzen. Wie Paulus sagte: ‚Wir dürfen mit unserem Glauben die Menschen nicht verärgern.‘ Ich glaube wir würden den Menschen ein besseres Zeugnis geben, wenn wir ihnen nichts aufdrängen.“

Es wird spannend sein, wie sich diese Debatte weiter entwickelt. Wahrscheinlich scheint jedoch, dass aufgrund des Rückgangs von gläubigen Christen, aber auch aufgrund von vergangenen Fehlritten und Skandalen der Kirche, die Diskussion weiter geführt wird – und das in Zukunft womöglich noch intensiver. Sicher ist nur, dass die Kreuze in den Schulen vorerst hängen bleiben.



Florian.Kistler@campus.lmu.de

Anzeige

amazon.jobs

Für unser **Amazon PR-Team** in **München** suchen wir regelmäßig zum Sommer-/Wintersemester eine/n

PRAKTIKANT/IN PUBLIC RELATIONS.

Während des **3-6 monatigen Praktikums** unterstützen Sie unser PR-Team bei der täglichen Arbeit. Ihre Aufgaben sind abwechslungsreich: Sie koordinieren Presseanfragen, erstellen Pressemitteilungen und Präsentationen und setzen gemeinsam mit den PR-Managern PR-Events und PR-Projekte um.

Was sollten Sie mitbringen? Sie studieren Kommunikationswissenschaften, Marketing o.ä. ab dem 3. Semester. Eine schnelle Auffassungsgabe sowie selbstständiges Arbeiten zählen zu Ihren Stärken. Wenn Sie ein hohes Maß an Eigeninitiative mitbringen, sind Sie bei uns genau richtig. Erste Erfahrungen in der PR sind von Vorteil.

Auf Sie warten spannende Aufgaben in einem innovativen und dynamischen Umfeld, innerhalb eines kompetenten und hochmotivierten Teams.

Weitere Informationen zur Stelle finden Sie auf www.amazon.jobs. **Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!**

Hol dir deine Macht zurück!

Gefühle brauchen Grenzen. Bloß trauen wir uns oft nicht, sie zu setzen. Wie man es schafft – und warum es so gut tut, auch mal Nein zu sagen.

Von Kirstin Bekers

Die Freundinnen Nadine und Lara, beide Anfang 20, hatten die gleiche Ausbildung, denselben Beruf und sogar ihr Hobby, den Handball, teilten sie. Jeden Tag waren die beiden zusammen und auch am Wochenende gingen sie zusammen feiern, essen oder ins Kino. Für Außenstehende erschienen die beiden unzertrennlich – das perfekte Dreamteam eben. Doch Nadine war schon lange nicht mehr glücklich, ihr war das alles zu viel: 24/7 mit Lara. Sie fühlte sich immer stärker eingeengt und kontrolliert. Ihr ganzes Leben drehte sich nur noch um Lara. Für sich selbst und ihre anderen Freunde hatte sie keine Zeit mehr. Montags war bereits die Woche inklusive Wochenende verplant.

Nadine hatte unglaubliche Angst, Lara zu sagen, dass der Kontakt, den sie hatten, gerade einfach zu viel war. Sie traute sich nicht zu sagen, dass sie auch einmal Zeit für sich und ihre anderen Freunde brauchte, denn sie wollte Lara nicht verletzen oder kränken. Sie war verzweifelt und wusste sich nicht anders zu helfen, also begann sie zu lügen. Nadine erfand Arzttermine, Familientreffen, Geburtstage, Krankheiten und vieles mehr, einfach nur, um sich nicht wieder mit Lara treffen zu müssen. Ein einfaches „Nein“ reichte Lara nicht als Absage, sie brauchte immer einen Grund. Deshalb fing Nadine an, sich ihre Verabredungen und Termine so zu setzen, dass es unmöglich wurde, noch etwas mit Lara zu unternehmen. Obwohl sie nur nach Hause in ihr kuscheliges Bett wollte und schlafen, denn sie war so erschöpft davon, ihr ganzes Leben so zu gestalten, dass sie Lara meiden konnte.

Doch die beiden sahen sich trotzdem noch jeden Tag in der Arbeit und im Training. Und auch dort hatte Lara die komplette Macht über Nadine. Nadine hatte ihre eigenen Bedürfnisse komplett hinter Laras gestellt. Es wurde zur Gewohnheit die Wünsche von Lara zu berücksichtigen, anstatt nach sich selbst zu schauen. Sie war dieser Situation komplett ausgeliefert. Sie wusste keinen Ausweg. Sie hatte zu viel Angst zu sagen: „Nein, das möchte ich nicht so!“ Denn sie wollte Lara nicht verletzen oder verärgern. Sie wollte nicht streiten und schlechte Stimmung vermeiden und dafür nahm sie in Kauf, dass sie sich dabei die ganze Zeit schlecht fühlte. Sie war in einem Teufelskreis und kam alleine nicht mehr heraus.

Die Geschichte meiner Freundin ist ein extremes Beispiel dafür, wie eine Person die Macht über sich selbst verliert und einer anderen Person diese Macht gibt. Doch nicht nur Nadine tut das, sondern jeder von uns: Macht abgeben, zu wenig Grenzen setzen, die eigenen Bedürfnisse hintanstellen. Ein simples Beispiel: Eine Freundin ruft mal wieder an und man weiß ganz genau, dass das Gespräch wieder Stunden

dauern wird und dass sie sich die ganze Zeit selbst bemitleiden und über die Uni jammern wird. Trotzdem gehen wir ans Telefon und hören uns alles an. Am Ende sind wir genervt und regen uns über die verschwendete Zeit auf. Was wir damit tun: Wir geben unserer Freundin Macht über unsere Gefühle, wir lassen es zu, dass sie uns innerlich verärgert.

Die Lösung des Problems

In so einem Moment müssen wir die richtigen Grenzen setzen. Natürlich hat jeder Mensch seine ganz individuellen Grenzen, denn jeder kann selbst entscheiden, welche Grenzen er wann setzt. Physische Grenzen sind objektiv wahrnehmbar, zum Beispiel der Körperabstand zu einer anderen Person oder Leistungsgrenzen beim Sport. Emotionale Grenzen hingegen sind nicht so leicht zu erkennen: Sie bezeichnen den Übergang von einem emotionalen Zustand, mit dem ein Individuum kompetent umgehen kann, hin zu einem emotionalen Zustand, der das Individuum überfordert.

Die Therapeutin und Autorin Amy Morin sagt, dass man seine emotionalen Grenzen an dem Punkt setzen sollte, an dem man das Gefühl hat, etwas nicht mehr machen zu wollen. Sie sagt, man müsse in der Lage sein, „Nein“ zu sagen und nicht aus Schuldgefühlen heraus etwas zu machen, was man nicht möchte. Sie betont, dass man nicht die Verant-



wortung dafür übernehmen dürfe, wie andere sich fühlen. In dieser Hinsicht sei jeder für sich selbst verantwortlich, dennoch müsse man ein gesundes Maß finden, denn zu viele Grenzen würden dazu führen, dass man sich niemandem mehr emotional nähern könne. Dadurch würden Freundschaften oder Partnerschaften unmöglich. Amy Morin sagt, es sei okay, verletzlich zu sein, aber es sei auch okay, von seinen Gewohnheiten, höflich und nett zu sein, einmal abzuweichen.

Trotzdem lassen wir häufig andere Menschen über unseren Gefühlszustand bestimmen, indem wir keine Grenzen setzen. Warum lassen wir das zu? Die Psychologin Jacqueline Breuer sagt: „Wer gut für sich sorgen kann, ist gut darin sich abzugrenzen.“ Wer sich abgrenzen könne, sage nicht Ja, wenn er Nein meint, er stehe für sich selbst und seine Bedürfnisse ein. Er nehme diese wahr und benenne diese, was im psychologischen Bereich unter sozialer Kompetenz gefasst wird. „Das hört sich gar nicht so schwer an“, sagt Jacqueline Breuer, „ist es aber meiner Erfahrung nach für viele Menschen. Oft sagen wir Ja, wo wir Nein sagen möchten, obwohl wir wissen, mit diesem eher leichter gesagten Ja tun wir uns selbst nichts Gutes. Dennoch ist es oft schwerer Nein zu sagen.“ Der Grund für die mangelnde Abgrenzungsfähigkeit liege oft in unseren frühen Lernerfahrungen, etwa Zuwendung dafür erhalten zu haben, dass sich ein Kind artig verhält. Es würden sich so verschiedene Grundannahmen entwickeln: Nur wenn ich das mache, was der andere möchte, werde ich gemocht. Damit falle schwer zu lernen, die eigenen Grenzen wahrzunehmen und dann auch durchzusetzen.

Das Vorgehen

Um Grenzen setzen zu können, müssen diese erst erkannt werden. Oft fällt es uns leichter, unsere physischen Grenzen zu erkennen, weil hier der Körper klare Signale wie Schmerzen aussendet. Bei Emotionen ist dies nicht so leicht zu erkennen. Und wir sind häufig nicht geübt, solche Gefühle und deren Ursachen zu erkennen. Zudem fällt es uns hier leichter, sie auszublenden, zum Beispiel durch Ablenkung.

Um unsere eigenen Grenzen zu finden, müssen wir uns erst über unsere Bedürfnisse bewusst werden, sie aussprechen und leben. Man muss seine Emotionen richtig wahrnehmen, interpretieren und dann handeln. Oft hat man Angst, dass das dann egoistisch wirkt, aber mit einer richtigen und nachvollziehbaren Kommunikation tut es das nicht mehr.

Unser Nutzen

Jacqueline Breuer betont, wie wichtig die Fähigkeit zur Abgrenzung ist. Da sie eine wichtige Voraussetzung für Selbstschutz und psychische Stabilität sei. Kommt es zur Grenzverletzungen und damit auch zu Überforderungen, führe dies im Verlauf der Zeit zu gedrückter Stimmung und Anspannung, man könne Magenschmerzen oder Herzsrasen bekommen oder man fühle sich einfach schlapp.

Wenn wir keine Grenzen setzen, verlieren wir Kontrolle und Autonomie, fühlen uns als Spielball – und müssen uns letztlich zurückziehen, um uns zu schützen. Dieser Rückzug führt zum Alleinsein, was wir eigentlich vermeiden wollten, indem wir keine Grenzen gesetzt haben. Es klingt paradox, aber wer sich gesund abgrenzt, ist weniger allein. Wir müssen also Grenzen setzen, sie kommunizieren,

aber auch akzeptieren. Denn auch wir selbst müssen die Grenzen von anderen respektieren. Wir müssen uns öfter in die Lage des anderen versetzen und verstehen, dass jeder seine Grenzen hat. Man sollte nicht sauer sein, wenn die Freundin sich einmal nicht die Zeit zum stundenlangen Quatschen nimmt. Und wir sollten niemandem ein „Nein“ übernehmen. Wenn wir verständnisvoller dem anderen gegenüber sind, dann wird dieser auch uns gegenüber verständnisvoller sein. Es ist eigentlich wie überall im Leben ein Geben und Nehmen. Ich setze Grenzen und akzeptiere aber auch die Grenzen der Anderen.

OFT SAGEN WIR JA, OBWOHL WIR NEIN MEINEN

Jeder von uns kann Grenzen setzen, wir müssen uns nur trauen. Oft wird es im Umfeld zu Irritation kommen, wenn jemand der sich bisher kaum abgegrenzt hat, plötzlich „Nein!“ sagt. Wir müssen nicht über unsere eigenen Grenzen gehen, um von anderen gemocht zu werden. Wir müssen unsere Bedürfnisse angemessen kommunizieren, dann wird auch unser Umfeld schnell Verständnis haben. Nur so haben wir die Macht über uns selbst – die Macht über unsere Gedanken, über unsere Gefühle und über unser Handeln.

! Expertenmeinung

Warum sind uns die Bedürfnisse anderer oft wichtiger?

Überspitzt gesagt respektiert man andere mehr, als man sich selber respektiert. Sei es aus Helfersyndrom, man will lieb Kind sein, man will den anderen nicht enttäuschen.

Was muss ich beachten?

Wichtig ist, durch Selbstreflexion, aber auch durch Gespräche mit anderen auf die eigene innere Stimme zu hören: Was dient einerseits meiner Selbstverwirklichung, aber gleichzeitig auch meiner Verantwortung, die ich für mich und andere habe?



Was sind die richtigen Grenzen?

Jeder muss natürlich individuell seine Grenzen festlegen, aber man braucht da schon einen Kompass im Sinne eines Allgemeinrezeptes. Der Kompass ist, eine Balance zu haben zwischen Verantwortung für sich selbst und Verantwortung für andere, Reflektion über die eigenen Sehnsüchte, Bedürfnisse und Interessen, aber auch Berücksichtigung der Sehnsüchte, Interessen und Bedürfnisse des anderen.

Prof. Dr. Dieter Frey (70) lehrt Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Fotos: Kirstin Bekers (2), privat



K.Bekers@campus.lmu.de

Oslo

Insgesamt hat mir mein Aufenthalt in Oslo sehr gut gefallen und ich würde jederzeit wieder dorthin fahren. Ich habe viele neue Freunde aus allen Teilen der Welt gefunden, atemberaubende Landschaften gesehen und das Studentenleben in vollen Zügen genossen.

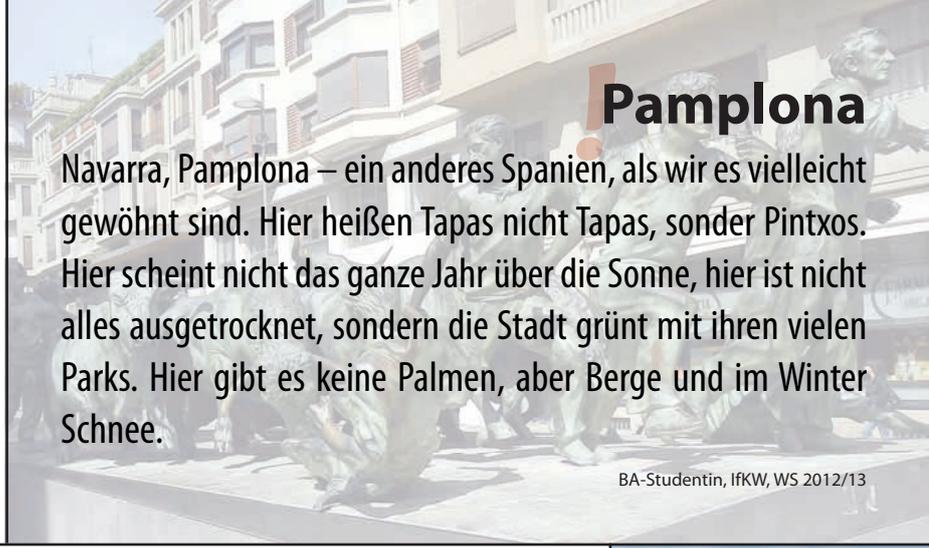
BA-Studentin, IfKW, WS 2014/15



Pamplona

Navarra, Pamplona – ein anderes Spanien, als wir es vielleicht gewöhnt sind. Hier heißen Tapas nicht Tapas, sondern Pintxos. Hier scheint nicht das ganze Jahr über die Sonne, hier ist nicht alles ausgetrocknet, sondern die Stadt grünt mit ihren vielen Parks. Hier gibt es keine Palmen, aber Berge und im Winter Schnee.

BA-Studentin, IfKW, WS 2012/13



Erasmus+ Mobilität in Europa

Das Erasmus-Programm wurde von der EU 1987 ins Leben gerufen, um die Mobilität der Studierenden innerhalb Europas zu fördern. Heute ist es Bestandteil des großen EU-Bildungsprogramms „Erasmus+“, mit dem Studien- und Praktikumsaufenthalte gefördert werden.



Dublin Das Semester in Dublin war auf jeden Fall eine unglaublich spannende Zeit, die ich niemals vergessen werde. Man lernt so viel; nicht nur interessante Sachen in der Uni oder über die Geschichte Irlands in Museen, sondern auch für sich persönlich. Man ist gewissermaßen auf sich allein gestellt und lernt, selbstständig in einem fremden Land zu leben und Probleme alleine zu lösen.

BA-Studentin, IfKW, WS 2015/16



Paris

Ich finde die Sciences Po als Partneruni sehr gut: Das Angebot ist umfassend, und auch kulturell begeisterte Studenten kommen hier auf ihre Kosten. Alles ist sehr gut organisiert. Außerdem hat die Sciences Po einen sehr guten Ruf in Frankreich.

BA-Studentin, IfKW, WS 2013/14





Cincinnati

Ich bin super froh, den Austausch gemacht und durchgezogen zu haben. Natürlich gibt es ab und zu mal Schwierigkeiten und man stößt an seine Grenzen. Trotzdem empfehle ich, dass man dann die Zähne zusammen beißt und einfach weiter macht. Es lohnt sich! Ich würde es immer wieder machen und freue mich schon wahnsinnig auf mein nächstes Auslandsabenteuer!

BA-Studentin, IfKW, WS 2015/16

LMUexchange

Partneruniversitäten weltweit

Die LMU bietet Austauschstipendien für über 100 außereuropäische Partneruniversitäten weltweit.



Israel

Ich wurde immer wieder von Israel überrascht! Von historischen, über kulturelle, bis hin zu partymäßig interessanten Zielen, gibt es praktisch alles.

BA-Student, KW, WS 2015/16



China

Hier gibt es immer etwas zu erleben, sodass einem nie langweilig wird. Manchmal kann Shanghai auch überwältigend sein, denn eine Minute Stille ist schwer zu finden. Teilweise fühlt man sich in viele verschiedene Richtungen gerissen.

BA-Student, BWL, SS 2016

Fotos: Bernhard Goodwin (1), Johanna Keppeler (1), pixabay (7), Maximilian Seib (1), shutterstock (1)



Der Traum vom Fliegen



Eine **communicator**-Redakteurin begleitet einen Hobbypiloten auf einen Motorsegelflug. Über seine Leidenschaft, das ewige Streben der Menschheit nach der Überwindung der eigenen Grenzen und die Frage, ob dieser Traum im Flugalltag unterzugehen droht.

Von Stephanie Pielmeier

Die Berge wirken wie kleine Ausstülpungen des Horizonts, überdeckt mit einer Schicht Puderschnee, als die D-KMES auf sie zusteuert. Schwere Wolken hängen tief über den Gipfeln. Nur ein Spalt breit klarer Himmel liegt dazwischen und wird von goldenem Herbstlicht durchflutet. Der Anblick gleicht einem impressionistischen Gemälde: Wunderschön, idyllisch und ein kleines bisschen unwirklich.

Am Steuer des Motorsegelfliegers sitzt Roman Höflich, Münchner Student und Hobbypilot. Seine Hand drückt ruhig einen Hebel nach vorne, wodurch sich der Flieger leicht nach oben neigt und der Zeiger des Höhenmessers auf die 8000 Fuß (knappe zweieinhalb Kilometer über dem Meeresspiegel) zuwandert. Mit einer Geschwindigkeit von 150 Stundenkilometern steuert er das Flugzeug, in dem gerade so zwei Personen nebeneinander Platz haben, über den Ammersee Richtung Alpen. Den Flugplatz des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt in Oberpfaffenhofen hat er hinter sich gelassen, nachdem er die zahlreichen Messanzeiger und Bedienungshebel am Armaturenbrett sorgfältig kontrolliert hatte. Seinen Flugschein machte er mit 17 Jahren, nachdem ihn sein Vater zum Flugurlaub in die Schweiz mitnahm. „Es ist auf jeden Fall schwerer, als einen Autoführerschein zu machen“, sagt Roman Höflich. „Man muss auch ein bisschen ein Gefühl dafür haben, im dreidimensionalen Raum zu fliegen. Es ist also nicht für jeden etwas, aber auch kein Hexenwerk.“

So oft wie möglich durchquert er seit seiner Ausbildung den Him-

mel mit dem Motorsegler oder Segelflieger. Letzterer ist ihm dabei aber lieber. Denn: „Segelfliegen ist mehr ein Sport. Da hast du den Anspruch, die richtige Thermik zu finden und dir eine Route zu überlegen“, sagt Höflich. „Beim Motorsegler geht es eher darum, von A nach B zu kommen oder einen Rundflug zu machen, um das Fliegen an sich und den Ausblick zu genießen. Da fehlt der sportliche Gedanke.“

Dass sein Hobby ein gewisses Risikopotenzial birgt, ist ihm dabei durchaus bewusst. Doch das ist geringer, als die meisten vermuten. Da der Motorsegler mittels Kraftstoff betrieben wird, kann er nicht ohne Weiteres vom Himmel fallen. Und selbst wenn der Motor während des Fliegens einen Defekt hat, rettet die Gleitfähigkeit des Fliegers die Situation und lässt nur langsam die Höhenmeter schwinden. Beim Segelflieger ist dieses Risiko höher, denn man braucht Wind. Und dieser Wind sowie die Thermik müssen richtig eingeschätzt und eingesetzt werden. Bei wetterbedingten Ausreißern kann ein Segelflug gefährlich werden. Deshalb sind diese Fluggeräte mit Fallschirmen für den Notfall ausgestattet. „Aber ich weiß nur von zwei, drei Fällen, in denen jemand mit dem Fallschirm ausgestiegen ist, und das auch eher vorsichtshalber“, erzählt Roman Höflich, der das Risiko einer solchen Komplikation in Kauf nimmt. Denn es gibt zahlreiche Aspekte, die ihn am Fliegen begeistern und immer wieder in den Himmel treiben: vom großartigen Gefühl abzuheben, die Erde zu verlassen

und über den Wolken zu fliegen, von den wunderschönen Ausblicken und dem Zurücklassen von Alltagsgedanken bis hin zum technischen Interesse an den Fliegern und ihrer Wartung.

Diese tiefe Faszination vom Fliegen ist fest verwurzelt in unserer Geschichte. Schon immer träumen Menschen davon, die eigenen körperlichen Grenzen zu überwinden und den Himmel zu erobern. Die antiken Mythen von fliegenden Göttern und geflügelten Fabelwesen tragen die Sehnsucht in sich, trotz der anatomischen Unmöglichkeit der menschlichen Spezies den Erdboden zu verlassen. Diese Fantasien wurden mit der Zeit konkreter, besonders durch Leonardo Da Vincis Entwürfe verschiedener Flugzeuge und des ersten Helikopterprototyps. Greifbar wurde der Himmel aber erst durch den Deutschen Otto Lilienthal. Er war der Erste, der Erfolg dabei hatte, Gleitflüge nach dem Vorbild eines Vogels wiederholt zu bestreiten, nachdem er über zwanzig Jahre lang physikalische Experimente im Labor durchgeführt hatte. Seine Errungenschaft in den 1890er Jahren war bahnbrechend für die Entwicklung der Luft- und Raumfahrt, die heute an ihre Spitzen getrieben wird.

Was vor über hundert Jahren ein riesiger Schritt für die Menschheit war, ist heute ein winziger für jeden x-beliebigen Passagier eines Flugzeugs: im einen Moment mit beiden Beinen fest am Boden, im nächsten hoch oben in der Luft. Man reist mal eben im Flieger um den halben Globus. Der überwältigende Erfolg, die Schwerkraft zu bezwingen und den Traum von Freiheit und Grenzenlosigkeit zu leben, scheint in unserer modernen Welt zum Alltag geworden zu sein. Inmitten des routinierten Flugbetriebs, im Labyrinth gigantischer Flughäfen und zwischen engen Sitzreihen mit nervigen Mitpassagieren und den immer gleichen Sicherheitsanweisungen verliert das einst so Besondere fast seinen Zauber. Es ist zur Gewohnheit geworden, per Flugverkehr in den Urlaub oder zum Geschäftstreffen ins Ausland zu reisen. Schaut man sich in einem Flieger um, so scheint es für viele kaum spannender zu sein, quer durch die Atmosphäre von A nach B zu gelangen, als mit einem Zug durch öde Landschaften zu tuckern. Ausgerechnet heute, da der Traum so leicht zu erfüllen ist wie nie, scheint Fliegen keiner mehr zu sein.

Liegt der Grund vielleicht gerade darin, dass es selbstverständlich ist? Weil das Ziel erreicht wurde, die Menschheit zum Fliegen zu befähigen, und es täglich tausendmal ausgeführt wird? Weil Lilien-

thal und seine Nachfolger etwas Utopisches geschafft haben und wir nun vor keiner Herausforderung mehr stehen? Sicher, die Luft- und Raumfahrtbranche bietet ein großes Innovationspotenzial für Gegenwart und Zukunft, doch der einzelne Durchschnittsbürger braucht nicht mehr vom Fliegen zu träumen. Immerhin kann er sich in ein Flugzeug setzen wie in einen Bus und passiv ans Ziel befördern lassen. Wem überfüllte Gates und ermüdende Langstreckenflüge keine Spannung mehr bieten, der befriedigt seine Sehnsucht nun gerne mit Alternativen zum klassischen Flug mit einem Passagierflugzeug. Immer mehr Menschen suchen ihre persönliche Herausforderung in Adrenalin-Kicks beim Fallschirmspringen, Paragleiten oder Bungeejumping. Ballonfahrten, Parabelflüge und Skydiving erleben einen Boom und werden als einzigartige Erlebnisse gefeiert und verschenkt. Sie scheint also doch immer noch in uns zu stecken: Die Suche nach dem Kribbeln im Bauch, wenn wir fliegen oder fallen.

So mag ein mancher auch wie Roman Höflich in einen Segelflieger steigen, um den Zauber des Fliegens zurückzuholen. Auf die Frage, ob das denn überhaupt auf Dauer klappt oder ob sich nicht auch beim Flugsport mit der Zeit Routine und Alltag einschleichen, antwortet der Hobbypilot überzeugt: „Es ist auf jeden Fall immer noch etwas Besonderes. Jedes Mal Fliegen bedeutet neue Aufregung, weil es einfach immer anders ist. Du hast nie zweimal den gleichen Flug oder zweimal die gleiche Wetterlage, du lernst immer dazu.“ Natürlich bekomme man bei ein paar Dingen Routine, beim Start und bei der Landung zum Beispiel. Da sei es in gewisser Weise aber auch gut so, weil man dadurch an Sicherheit und Zuverlässigkeit gewinne. „Aber im Grunde ist vollkommene Routine gar nicht möglich“, sagt Roman Höflich. „Weil kein Tag gleich ist und du immer neue Situationen meistern musst.“

Vielleicht mag es genau das sein, das Geheimnis hinter dem hartnäckigen Menschheitstraum vom Fliegen: Wir wollen herausgefordert werden, um zu beweisen, dass wir es meistern können. Wir wollen an unsere körperlichen Grenzen getrieben werden. Und wir wollen sie sprengen.

JEDER FLUG BEDEUTET NEUE AUFREGUNG



Stephanie.Piehlmeier@campus.lmu.de



Foto: Stephanie Piehlmeier



Foto: Roman Höflich

► Die Maschine, um den Himmel zu erobern: In diesem Motorsegler fliegen...

...Communicator-Autorin Stephanie Piehlmeier und Pilot Roman Höflich Richtung Alpen.



► Sascha Gottschalk vom Projekt Life All Stars mit Kindern eines Dorfes in Tansania. Fotos: Filmemacher Deutschland

Eine neue Ära des Helfens

Keine Hilfsorganisation, sondern eine Community von Helfern: Das neue Life All Stars Projekt der „Filmemacher Deutschland“ nutzt die Reichweite von Social-Media-Promis, um Menschen in Entwicklungsländern zu unterstützen.

Von Amely Katharina Serian Flores

Im August 2016 haben Tariq Khan und Sascha Gottschalk, Geschäftsführer von „Filmemacher Deutschland“, das Life All Stars Projekt ins Leben gerufen. Ihre Mission: Hilfsprojekte starten und Organisationen in Entwicklungsländern unterstützen. Ihre Überzeugung: Mit wenig und vor allem modernen Mitteln viel Gutes schaffen. Diese Ziele verfolgen die „Filmemacher Deutschland“ aktuell in Tansania.

Das Besondere an diesem neuen Projekt zeigt sich bereits bei der Zusammensetzung des Kernteams. Dabei geht es um die Verbindung der Filmemacher mit bekannten Influencern aus dem Social-Media-Bereich, also Menschen, die im Internet bekannt und oft Vorbilder für andere sind. Sie sind feste Bestandteile des Teams von Life All Stars. Im Vordergrund steht hier vor allem die gemeinsame Arbeit. Durch die prominenten Unterstützer erreicht das Life All Stars Projekt eine Reichweite von über sieben Millionen Menschen, bestehend aus Followern und Fans. Das daraus resultierende Potenzial soll genutzt und gebündelt werden, um Hilfsprojekte direkt im Austausch mit der Online-Community zu definieren und sie gemeinsam durchzuführen. So werden Influencer, eine wachsende Online-Gemeinschaft und die Fähigkeiten und Erfahrungen der „Filmemacher Deutschland“ zu einer, laut Tariq

Khan, „neuen Ära“ der Zusammenarbeit vereint. Wichtig ist ihnen, dass die meinungsbildende und stets gegenwärtige Online-Community immer live dabei ist. Damit soll vor allem Transparenz sichergestellt werden. Auch wollen sie, eine realistische und ehrliche Einschätzung der Projekte fördern. Dazu können die Fans jederzeit direkt Feedback geben.

Das Team beschließt geplante Hilfsprojekte überwiegend im Austausch mit den Ein-

wohnern vor Ort sowie mit der Leiterin der Olive Branch for Children Organisation, die in Tansania unter anderem ein Waisenhaus betreibt. Hierfür nehmen die Teammitglieder weite Strecken auf sich und fahren in die Tiefen der Savanne, um Ureinwohner wie die Massai kennenzulernen und sich direkt im Geschehen selbst ein Bild der Lage zu machen. Auf diese Weise erfahren nicht nur sie selbst, wo am meisten Unterstützung und Hilfe benötigt wird, sondern können direkt von diesen Orten aus auch



► Vielerorts reicht das Geld nicht für ein Schulhaus: Dort findet der Unterricht in der Savanne statt.

ihre Online-Community kontinuierlich über die Freuden, Tätigkeiten und Probleme der Dorfgemeinschaften informieren. Geteilt werden dafür Blogbeiträge, Videos, Fotos und andere Beiträge, welche die Reaktionen der Menschen in Tansania einfangen. So wird Aufmerksamkeit für die einzelnen Hilfsprojekte erzeugt und die Online-Community ist immer live dabei. Hier kommen die Fähigkeiten der Filmemacher zum Tragen, denn sie erzeugen qualitativ hochwertiges Material und stellen es bereit.

Wichtig sind dem Team eine stets selbstständige Organisation und Planung des Life All Stars Projekts, womit eine autonome Entscheidungsfindung sichergestellt und Glaubwürdigkeit vermittelt werden soll. Laut Tariq Khan wird für ein erfolgreiches und wachsendes Netzwerk vor allem auf Kontinuität und Vertrauen gesetzt. Die Ausgaben für Anreise, Verpflegung und Unterkunft vor Ort, werden bisher von Sponsoren finanziert. So können die Spendengelder für die Hilfsmaßnahmen und -projekte vor Ort eingesetzt werden. Unter die Sponsoren fällt zum Beispiel das „Mantra Resort“, ein Hotel auf der zu Tansania gehörenden Insel Pemba. Einen Teil seiner Einnahmen investiert das Resort unter anderem in die Entwicklung der Insel, beispielsweise in den Bau von Schulen und die Bereitstellung von Hilfsmitteln.

Schaut man auf die Altersstruktur der Bevölkerung Tansanias, zeigt sich Anfang 2016 ein auffallend hoher Anteil an unter 15-jährigen Kindern (42 Prozent), weshalb Schulen immer wichtiger werden. Zu den Analphabeten gehören etwas weniger als 15 Prozent der unter 15-Jährigen und circa 20 Prozent der über 15-Jährigen. Untersuchungen zeigen darüber hinaus eine relativ geringe Lebenserwartung von durch-

schnittlich 52,9 Jahren, unter anderem wegen der weiten Verbreitung von AIDS. Insgesamt haben 87,8 Prozent der Bevölkerung nur mangelhafte Gesundheitseinrichtungen zur Verfügung (Stand 2014). Damit zeigen sich zahlreiche Bereiche, die noch Unterstützung und Entwicklung benötigen.



► Hilfe, die ankommt: eine Schulklasse beim Unterricht.

Entstanden ist das Konzept für das Life All Stars Projekt aus beruflich bereits bestehenden Kontakten der beiden Geschäftsführer, deren Social-Media-Kenntnissen, der Reiseerfahrung und den Verbindungen der „Filmemacher Deutschland“ zu verschiedenen Social-Media-Bekanntheiten. Eine wichtige Rolle hat auch der gute Bezug zur Organisation The Olive Branch for Children gespielt. Insgesamt zwei Aufenthalte in Tansania und zwei bis drei Monate Planung haben das Fundament für die ersten Hilfsprojekte gesetzt. Dazu gehört zum Beispiel die Errichtung eines Montessori-Kindergartens in Mwashota, einer Gemeinschaft aus rund 350 Menschen, um den Kindern dort frühe Bildungschancen zu ermöglichen. Da in Tansania ein großer Teil der Bevölkerung in

ländlichen Regionen lebt, ist der Zugang zu Bildung oft schwer, vor allem wenn ein kilometerlanger, gefährlicher Weg zurückgelegt werden müsste. Unter anderem aus diesem Grund ist die Einschulungsrate in die sieben Jahre dauernde Grundschule zwar relativ hoch (Stand 2011-2012: 98 Prozent), doch davon schafft nur knapp ein Drittel den Übergang zur weiterführenden Schule. Die restlichen 69 Prozent brechen oft vorzeitig ab oder bestehen die Abschlussprüfung nicht. Auch hier eröffnen sich Möglichkeiten für Helfer, dieser Situation in Zukunft entgegen zu steuern.

Mit ihrem neuen Konzept erhoffen sich die Gründer und Unterstützer von Life All Stars, insgesamt mehr Hilfsprojekte umsetzen zu können. Dies soll erreicht werden, indem ein Netzwerk aus verschiedensten Menschen aufgebaut wird, das sich interaktiv über Projekte austauscht und diese zusammen durchführt. In Zukunft sollen weitere namhafte Persönlichkeiten hinzukommen und die Fähigkeiten und Kräfte einer großen Online-Gemeinschaft weiter gebündelt werden. Den Initiatoren geht es hierbei nicht nur darum, zusammen ein stärkeres Signal des Helfens zu senden, sondern auch darum, mit einem höheren Potenzial mehr zu erreichen und zu bewegen. Umgesetzt wird mit Life All Stars ein „Herzensprojekt der Filmemacher Deutschland“, wie es Tariq Khan bezeichnet.



► Sie zeigen, was sie erleben: Influencer vor Ort.

! Info

Angefangen als eine Community-Plattform, die von Tariq Khan initiiert wurde, um über neue Ereignisse in der Filmwelt zu berichten, wurde „**Filmemacher Deutschland**“ erst zur Fanpage auf Facebook mit aktuell mehr als 16.000 Followern und anschließend zusammen mit Sascha Gottschalk auf professionelle Ebene zur GmbH gehoben. Die Firma selbst existiert erst seit Mai 2016, besteht aus Filmemachern und setzt sich zusammen aus einem dreiköpfigen Kernteam und der Community mit über 10.000 aktiven Mitgliedern, die zusammen flexibel Filmprojekte umsetzen.



Amely.Flores@campus.lmu.de



(K)ein Masterplan

Dass man den Studienplatz nicht bekommt, den man eigentlich haben möchte, ist heutzutage leider keine Seltenheit. Wie man damit umgeht, wenn der sorgfältig zurechtgelegte Masterplan nicht aufgeht.

Von Laura Fehn

Noch eine Absage. Damit steht es fest. Nina kann ab Oktober nirgends Psychologie studieren. Dabei hatte sie das seit der 9. Klasse fest geplant und sich an jeder denkbaren Uni in Deutschland beworben. Aber letztlich hat ihr Abiturnschnitt von 1,7 nicht gereicht, um einen Platz zu bekommen. Jetzt hat Nina erst einmal eine Menge Zeit, um sich zu überlegen wie es weitergeht. Eine Alternative hat sie sich nicht zurechtgelegt. „Irgendwie hatte ich geglaubt: Das mit dem Psychologiestudium wird schon irgendwie klappen“, gibt die Abiturientin zu.

Nina ist bei weitem nicht die einzige, die bei der Studienplatzvergabe leer ausgeht. Viele kennen das Problem: Die Unis sind überlaufen, die Studienplätze begrenzt. Es gibt viel zu viele Bewerber für die begehrten Plätze und die „Eins vor dem Komma“ zählt längst nicht mehr so viel wie noch vor zehn Jahren. Kein Wunder: Im Wintersemester 2016/17 waren etwa 2,86 Millionen Studierende in Deutschland immatrikuliert. Das sind etwa 900.000 mehr als vor zehn Jahren. Aber nicht nur Studienanfänger bekommen die Beschränkungen der Universitäten zu spüren: Vor allem was Masterstudiengänge betrifft, müssen Hürden überwunden werden, um einen Platz zu erhalten.

Sophia studiert Kommunikationswissenschaften im fünften Bachelor-Semester an der LMU München und möchte gerne ein Masterstudium dranhängen. Dafür braucht sie aber eine Durchschnittsnote von 2,0 oder besser, um zum Eignungstest für das Masterstudium in München eingeladen zu werden, den sie dann natürlich auch noch bestehen muss. Bei anderen Masterstudiengängen, die die 22-Jährige interessieren würden, sieht

es noch schlechter aus: Für den Marketing-Master in Nürnberg kann sie nicht genug Leistungspunkte in Wirtschaft vorweisen und für den Master „Communication Management“ in Leipzig fehlen ihr die nötigen sechs Monate Vollzeit-Praxiserfahrung. Das alles sieht die Studentin aber gar nicht so eng: „Wenn es mit dem Master nicht klappen sollte, dann mache ich eben erstmal ein Gap-Year und probiere es danach noch einmal. Oder ich fange eben gleich an zu arbeiten.“

! Info

Gap-Year-Programme gibt es mittlerweile viele. Zu einem der besten zählt das gemeinsame Programm von Allianz, Bertelsmann, McKinsey & Company, Project A, SAP und Zalando. Hier kann man in einem Jahr durch mehrere Praktika Erfahrungen bei Topunternehmen aus verschiedenen Branchen sammeln. Die Chancen, auf diesem Weg bei den Firmen Fuß zu fassen, stehen ebenfalls gut.

Deutlich mehr Sorgen macht sich dagegen Sophias Freundin Fabienne, die sich im fünften Semester ihres Psychologie-Bachelors befindet. „Ich möchte unbedingt Psychotherapeutin werden und dafür ist ein Masterstudium ein Muss, sonst kann man die Zusatzausbildung nicht machen. Der Bachelor ist für mich quasi wertlos“, sagt sie.

Viele von uns kennen die Situation: Eine ganze Zeit lang haben wir einen mehr oder weniger konkreten Plan im Kopf, wie unser berufliches Leben ablaufen soll. Wir überlegen uns, was wir studieren wollen und welche Stadt unsere neue Wahlheimat

werden soll. Wir denken darüber nach, ob wir einen Master machen und in welche Richtung wir uns spezialisieren. Dieser Plan setzt sich dann in unseren Köpfen fest. Und irgendwie gehen wir davon aus, dass die Dinge schon so laufen werden, wie wir uns das vorstellen. Wenn wir aber feststellen müssen, dass unser Plan wohl nicht so ganz funktionieren wird, ist das für viele ein kleiner Weltuntergang. Aber: So schlimm, wie man im ersten Moment denkt, ist das alles oft gar nicht. In den meisten Fällen gibt es eine ganze Reihe an Alternativen zu „Plan A“.

Für Studienanfänger, die ihren Wunschstudienplatz nicht sofort bekommen, ergibt sich durch die Absage die Chance, noch einmal genau darüber nachzudenken, was sie eigentlich wollen. Will ich wirklich unbedingt dieses eine Fach studieren oder gibt es auch noch etwas anderes, das mich interessiert? Stelle ich vielleicht sogar fest, dass mein Plan gar nicht so toll ist, wie ich die ganze Zeit dachte? Natürlich ist es wenig ratsam, monatelang zu Hause zu sitzen und zu grübeln. Die Zeit sollte sinnvoll genutzt werden. Wer zum Beispiel schon öfter mit dem Gedanken gespielt hat, einmal länger ins Ausland zu gehen, dem bietet sich nun eine optimale Gelegenheit dafür. Egal ob Work and Travel, Au-Pair, Volunteering oder auch eine Sprachreise: Neue, spannende Erfahrungen sind hier garantiert. Auch Praktika oder ein freiwilliges soziales oder ökologisches Jahr sind eine gute Option, um Praxiserfahrung zu sammeln und herauszufinden, was einem (sonst noch) Spaß macht. Wer sich bezüglich seiner Studienwahl schon ganz sicher ist, für den ist eine Ausbildung im entsprechenden Berufsfeld oft die sinnvollste Alternative. Klar, eine Ausbildung dauert in den meisten Fällen drei Jahre, was eine lange



► Klassischer Studiengang oder Elite-Uni, Praktikum oder Existenzgründung, gleich einsteigen oder erst einmal um die Welt reisen und arbeiten – die Möglichkeiten sind vielfältig. Es kommt darauf an, was einem selbst am besten liegt.

Fotos: Anna Kumpel (1), pixabay (5)

Zeit ist. Allerdings sammelt man in dieser Zeit wertvolle Erfahrungen, die später sowohl im Studium als auch im Beruf sehr nützlich sein können. Außerdem kommen in drei Jahren Ausbildung ganze sechs Wartesemester zusammen, womit man oft direkt nach der Ausbildung ins Studium starten kann. Auch das Gehalt in der Ausbildung sollte man nicht vergessen – die zukünftige Studentenkasse wird sich freuen.

Wer sich für ein Studium im medizinischen Bereich interessiert, für den ist der sogenannte „Test für Medizinische Studiengänge“ eine Alternative, um dem Traumstudium ein Stück näher zu kommen. Insgesamt berücksichtigen derzeit 19 Universitäten den TMS-Test, jedoch gibt es keine einheitlichen Kriterien, in welchem Maß der Test in die Auswahlkriterien der einzelnen Universitäten miteinbezogen wird. In München ist es beispielsweise so, dass die besten 10 Prozent ihre Abiturnote um 0,8 verbessern können.

Zusätzliche Praxiserfahrung oder ein Auslandsaufenthalt – beides ist natürlich auch für Leute denkbar, die schon einen Studienabschluss haben, aber keinen Masterplatz bekommen. Außerdem bieten viele Unternehmen „Gap-Year-Programme“ speziell für Bachelorabsolventen an, durch

die man spannende Einblicke in verschiedene Bereiche und Abteilungen von Topunternehmen bekommen kann.

GUTE CHANCEN? DIE BIETET AUCH EIN BACHELOR

Auch Sophias Alternative, direkt über einen Berufseinstieg nachzudenken, wenn es mit dem Masterstudium nicht klappen sollte, ist eine gute Idee. Bei vielen Unternehmen werden Bewerbungen von Bachelor-Absolventen nicht nur akzeptiert, sondern sind sogar willkommen. Vor allem bei Junior- und Trainee-Positionen haben die Bewerber oft gute Chancen. Auch für Psychologiestudenten, die anders als Fabienne keine psychotherapeutische Zusatzausbildung absolvieren wollen, sieht es mit einem Bachelor-Abschluss gar nicht so schlecht aus, wie viele denken. Bachelor-Absolventen der Psychologie können etwa im Personalwesen, im Marketing, in der Marktforschung oder bei Unternehmensberatungen Fuß fassen. Wer unbedingt seinen Master machen und auch keine Pause zwischen Bachelor- und Masterstudium einlegen möchte, dem bleibt auch noch, den Abschluss an einer privaten

Hochschule zu machen, an eine Uni im Ausland zu wechseln oder ein Fernstudium zu absolvieren. Allerdings sind diese Alternativen oft teuer. Ein Master in Public Relations and Corporate Communications an der Kingston-University in London dauert zwar nur ein Jahr, kostet aber stolze 8200 Pfund (knapp 9500 Euro). Für einen Master an der Macromedia-Hochschule zahlt man mindestens 500 Euro pro Monat und ein Fernstudium an der IUBH kostet je nach Modell und Studiendauer zwischen 249 und 649 Euro monatlich. Aber egal, wofür man sich letztlich entscheidet: Es ist immer wichtig, sich vor Augen zu halten, dass es halb so schlimm ist, sollte es mal nicht so laufen, wie man sich das vorstellt. Schließlich gibt es reichlich Alternativen.

Nina hat sich dafür entschieden, erst einmal ein halbes Jahr ein Auslandspraktikum zu absolvieren. Außerdem hat sie einen Termin bei der Studienberatung vereinbart: „Damit ich einen Plan habe, falls es nächstes Jahr wieder nicht klappen sollte“.



Laura.Fehn@campus.lmu.de

Anzeige

dju in ver.di
Deutsche Journalistinnen- und Journalisten-Union

Qualität und Unabhängigkeit im Journalismus sichern, Aus- und Weiterbildung fördern, Arbeitsbedingungen verbessern – das sind zentrale Anliegen der dju.

Rat und Tat sind uns nicht weniger wichtig. Ob Ausbildungswege, Honorare, rechtliche Aspekte und Rechtsschutz – als Mitglied der dju können Sie die kompetente Beratung in allen beruflichen Fragen erwarten.

Für weitere Informationen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung!

Besuchen Sie uns im Web:
www.dju-bayern.de und www.dju-campus.de.

dju.

Deutsche
Journalistinnen- und
Journalisten-Union

Kontakt:

dju in ver.di
Landesbezirk Bayern
Schwanthalerstr. 64, 80336 München
Ihr Ansprechpartner: Ertunc Eren
Tel. 089 / 59977 – 7081
ertunc.eren@verdi.de

Eine Sprache, die verbindet

Das Englische hält Einzug in Kulturen außerhalb des angloamerikanischen Raums, auch in die deutsche. Was das mit unserer Sprache macht – und was das für uns selbst bedeutet.

Von Mareike Mithöfer

Klingt „Wir waren heute shoppen“ nicht viel begeisterter und angenehmer als „Wir waren heute einkaufen“? Klingt „Wir waren heute auf einer Feier“ nicht viel förmlicher und spießiger als „Wir waren heute auf einer Party“? Manche Begriffe werden von uns anders wahrgenommen als andere. Gerade bei Anglizismen ist das oft der Fall. Die englische Sprache gliedert sich immer mehr in unseren alltäglichen Sprachgebrauch ein und wird schleichend zu einem Bestandteil der unseren. Mit Shoppen verbindet man eher etwas Positives. Man trifft sich mit Freunden, weiß meist gar nicht so genau was man braucht und wenn doch, dann kauft man trotzdem im Sale etwas ganz anderes, als eigentlich geplant war. Am Ende ist man glücklich darüber. Es macht mehr Spaß und klingt nicht so sehr nach Arbeit. Zum Einkaufengehen dagegen rafft man sich auf, weil man den schweren Kasten Wasser oder die Milch abends nachhause schleppen muss, auch wenn man noch tausend andere Dinge zu erledigen hat. Ähnlich ist es mit der Feier. Mit ihr verbindet man vielleicht eine Familienfeier, auf die man eigentlich ganz gerne geht – zumindest die ersten zwei Stunden, bis die peinlichen Geschichten ausgepackt werden und man den einen Onkel nicht mehr los wird, der unbedingt noch eine Geschichte erzählen muss.

**ICH HATTE
VOM FEELING
HER EIN GUTES
GEFÜHL**

Also alles in allem verbindet man mit einer Feier eher eine etwas gediegenere Atmosphäre und nicht die Party, bei der getanzt wird und am Ende alles irgendwie aus dem Ruder läuft. Bei einer Party denkt man an viele Leute, laute Musik, Freunde und neue Menschen, die man kennen lernt, aber wahrscheinlich nie wieder sieht. Und wenn man am Ende geht, sagen die Menschen Sätze wie: „Wir waren im Club voll crazy Party machen und waren richtig fly am abdancen, als der eine voll derbe den ground gehited hat. Fun level over 9000, sag ich dir.“

Na, überrascht das verstanden zu haben? War das eigentlich noch Deutsch oder schon Englisch oder Denglisch?

Der niederländische Fernsehmoderator Rudi Carrell sagte einmal in einem Radiointerview bei radioeins: „Als ich nach Deutschland kam, sprach ich nur Englisch – aber weil die deutsche Sprache inzwischen so viele englische Wörter hat, spreche ich jetzt fließend Deutsch.“ Das ist bezeichnend für die Entwicklung der deutschen Sprache. Moderne Menschen joggen, dancen und haben „vom Feeling her ein gutes Gefühl“, wie der Fußballer Andreas Möller mal so schön sagte. Einige Menschen vertreten die Ansicht, dass die deutsche Sprache



Herausgeber

Institut für Kommunikationswissenschaft
und Medienforschung der LMU München
communicator

z. Hd. Christian Pfaffinger (V.i.S.d.P.)
Oettingenstr. 67 – 80538 München
Tel.: 089 2180-9428
Mail: post@ifkw.lmu.de



Chefredaktion

Christian Pfaffinger,
Susanne Heudecker & Jessica Kühn



Anzeigen

Susanne Heudecker, Jessica Kühn, Sarah Latzel, Lena Maurer,
Christian Pfaffinger, Stephanie Piehlmeier, Nina Springer



Titelbild

pixabay / Unsplash



Redaktion

Kirstin Bekers, Julius Bingmann,
Susanne Drechsler, Laura Fehn,
Amely Katharina Serian Flores,
Florian Kistler, Sarah Latzel,
Lena Maurer, Sarah Maurer,
Anna-Theresa Mayer, Mareike
Mithöfer, Nicole Muskatewitz, Julia
Paszkiwicz, Minea Pejic, Amelie
Pfeiffer, Stephanie Piehlmeier,
Andrej Potaczek, Sandra
Schneider, Petar Slaveykov,
Isabell Wiethe



Druck

CEWE Print
Auflage: 2500



Fotos: pixabay

Unsere Redaktion



Wir wissen, worauf du hinaus willst.



DU.

Sportaffin?
Student im Grundstudium?
Suchst einen Nebenjob?
Zeitlich flexibel?
Kommunikativ?

Mach wirklich, wo du hin willst!

Mehr Infos unter:
trainer.madeprojects.com



made
madeprojects.com



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



JOBS STELLEN PRAKTIKA FÜR STUDIERENDE INLAND UND AUSLAND

www.s-a.lmu.de/jobboerse



LMU München
Student und Arbeitsmarkt
Ludwigstr. 27
80539 München
Tel.: 089 / 21 80 - 21 91
s-a@lmu.de

